Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1966)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1961/64. Im Auftrag der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart herausgegeben von *F. Heinz Schmidt-Ebhausen.* Stuttgart, Kohlhammer, 1965. 327 S., 32 Tafeln.

Vor allem sei mit Freude festgehalten, dass dieses Jahrbuch nach fünfjähriger Pause wieder hat erscheinen können und dass es mit seinem Umfang die entstandene Lücke einigermassen wettgemacht hat; aber auch hinsichtlich der Qualität bleiben kaum Wünsche offen. Die 16 Abhandlungen sind freilich von verschiedenem Gewicht, weil das Jahrbuch die Aufgaben unserer beiden schweizerischen Zeitschriften zu erfüllen hat. Für die kleineren Beiträge müssen wir uns hier mit der Feststellung begnügen, dass sie ihren Stoff durchwegs in gepflegter Form präsentieren und mancherlei Anregung bieten. Von den gewichtigeren seien die folgenden erwähnt: *Adolf Schahl* handelt von den «Feldkirchen» in Württemberg, die nach der Mitte des 16. Jahrhunderts auf herzoglichen Befehl als «abgöttische» Wallfahrtsziele abgebrochen wurden. Aus dem Aktenmaterial wird deutlich, dass solche Kultstätten auch nach der Reformation noch gerne ihrem ursprünglichen Zweck dienten. So ist Schahls Untersuchung zugleich ein wichtiger Beitrag zu dem noch wenig erörterten Thema, wie die Reformation vom Volke rezipiert wurde. – Ein erfreuliches Resultat der Zusammenarbeit über Landesgrenzen hinweg ist die Untersuchung von *Maria Kundegraber* und *Hermann Bausinger* über einen «Maskenzug im Jahre 1591»: Es handelt sich um Bilder von einem höfischen Fest in Dresden, die sich in einem württembergischen Lokalmuseum gefunden haben. Nicht nur, weil an den Entwürfen auch ein Luganeser Maler (J. M. Nosseni) beteiligt war, verdient der Aufsatz unsere Aufmerksamkeit, sondern weil hier wieder einmal deutlich wird, wie starke Impulse das Maskenwesen auch «von oben» erhalten hat, im besondern: wie Elemente der italienischen trionfi nach Deutschland gelangt sind. – Mit Ausblicken ins Grundsätzliche handelt *Herbert Schwedt* von den «Bürgervereinigungen in Schramberg». – *Heiner Heimberger* schildert die Methode, zur Förderung des Wachstums Gerstenkörner an bestimmte Pflanzen zu binden, und zeigt, dass sie an sich nicht Magie, sondern eine sinnvolle Massnahme ist. – «Ein Kapitel schwäbischer Kulturgeschichte» benennt *Adolf Palm* seinen Aufsatz über die «Hutzeln und Schnitz» (Dörrfrüchte); dieser Beitrag zur kulinarischen Volkskunde macht zugleich deutlich, wie sich eine Tradition des Geschmacks (im Essen) ausbilden kann, eine Tradition, die in diesem Falle möglicherweise bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht. – Briefe «heimatvertriebener Deutscher aus dem Ofner Bergland (Ungarn)» publiziert *Eugen Bonomi;* es sind ergreifende und zugleich typische Zeugnisse für die Phasen zwischen Entwurzelung und neuem Heimatgefühl darunter. – Der Aufsatz von *Friedrich E. Vogt* über «Fakta und Probleme der schwäbischen Mundartdichtung» ist auch für uns lesenswert, weil er aufzeigt, in welcher Hinsicht die Problematik anders und in welcher sie gleich ist wie in der alemannischen Schweiz. – Das letzte Drittel des Bandes ist Bibliographien und Rezensionen vorbehalten. – Wir möchten diesem Jahrbuch nicht den Wunsch «ad multos annos», sondern «à bientôt» mitgeben. Trümpy

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, geleitet von *Karl M. Klier, Leopold Nowak* und *Leopold Schmidt.* Band 14, Wien 1965. 192 S., 6 Tafeln.

Der vorliegende neuste Band wartet mit einem vollen Dutzend selbständiger Abhandlungen auf, doch tritt diesmal das Lied zugunsten anderer Sparten volkstümlicher Musikübung etwas zurück. Gewissermassen «vormusikalisch» sind die «Rufe» von Verkäufern und Schaffnern in Wien, worüber *Gerald Schwertberger* berichtet. In früherer Zeit (17.–19. Jh.) haben charakteristische Melodieführungen dieser Art Eingang in wienerische Singspiele gefunden, wie man in dem reizvollen Aufsatze von *Walter Deutsch,* Ein 'Wienerischer Tändlmarkt' von 1803, erfährt. (Offensichtlich geht dieses Auftreten lustiger Händlertypen literarisch, wie die Textproben zeigen, auf das Vorbild der Salbkrämer in den mittelalterlichen Osterspielen zurück.) – «Rezitative» nennt *Manfred Schilder* die

Melodien, welche die «Ratschenbuben von Deutsch-Wagram» zum Karfreitagslärm singen, den der Verfasser auch als Brauch in seiner lokalen Ausprägung schildert. – Aus autobiographischen Aufzeichnungen eines kürzlich verstorbenen Kärntner Bauers teilt *Leopold Schmidt* einen Kiltspruch und detaillierte Angaben zum fastnächtlichen Brauch mit; man ist nach diesen Kostproben begierig, mehr aus dieser Quelle zu vernehmen. – Einen Spruch, der 1892 im Vorarlberg beim Hochzeitsspannen vorgetragen wurde (mit dem auch bei uns üblichen Topos vom «Blumengarten»), veröffentlicht mit Hinweisen auf den jetzt aussterbenden Brauch *Klaus Beitl.* Von einem andern Hochzeitsbrauch, dem «Liedaufgeben» in Kärntner Bauerndörfern, berichtet *Werner Gruber:* Der Brautführer neckt mit einem gesungenen Vierzeiler verschiedene Hochzeitsgäste, und die müssen nach derselben Melodie improvisierend möglichst witzig antworten. – Über eine Handschrift mit 10 Liedern aus dem 17. Jh. (gefunden in Klosterneuburg) referiert *Herbert Rathner* sehr vorläufig; angesichts der vielen offenen Fragen wäre ein vollständiger Abdruck am Platze gewesen; zudem zeigt der Vergleich mit einer reproduzierten Seite des Originals, dass die Wiedergabe nicht eben genau ist.

Dem Tanz, von dem auch in einigen der andern Arbeiten beiläufig die Rede ist, sind fünf Abhandlungen gewidmet. *Karl Horak* erfasst mit dem umfangreichen Notennachlass eines Lechtaler Laienmusikanten (gest. 1893) das seinerzeitige Repertoire beliebter Tänze. *Karl M. Klier* handelt von der Kalamaika, einem «Nationaltanz der karpathischen Ruthenen», der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch im deutschsprachigen Österreich beliebt war. Der Verbreitung des «Landlers» gehen *Wolfgang Geitern* und *Herbert Lager* nach. *Stephan Löscher* führt wertvolle Angaben über «Hochzeitstänze und andere Volkstänze» aus den «Fragebogenergebnissen der Wörterbuchkanzlei» in Wien vor; zum Wortmaterial treten oft präzise Ausführungen über die mit den Tänzen verbundenen Bräuche. – Wertvoll wegen des ausgebreiteten urkundlichen Materials ist auch der umfangreiche Beitrag «Kulttanz in Salzburg» von *Friedrich Johann Fischer*, doch darf ein Protest gegen die geradezu leichtfertige Verwendung von «Kult» (im Sinne von Weiterleben vorchristlicher Kultübung) nicht unterdrückt werden. Bedenkenlos deutet der Verfasser fürstbischöfliche Tanzverbote als Beweis für das Fortleben heidnischer Zeremonien, und obszöne Elemente in Bauerntänzen sollen «(ursprünglich) kein 'Spass' gewesen» sein; «so etwas wäre den Menschen dieser Zeit nicht (leichtlich) eingefallen» (S. 92). Weiss man über die Erotik bei Bauern nicht schon seit Wittenwiler viel besser Bescheid? Hinter den genannten Verboten steht nicht die Angst vor wiederkehrendem Heidentum, sondern die rigorose Moral der Jesuiten!

Die Betreuung des Druckes lässt einige Wünsche offen; neben den landesüblichen Druckfehlern lassen sich diesmal sogar zwei ärgerliche Versehen im Umbruch konstatieren. Die Freude an dem wertvollen Bande wird auch durch graphische Atavismen (so Majuskeln für Zwischentitel) etwas beeinträchtigt. Trümpy

Bollettino del repertorio e dell'atlante demologico sardo. Pagine di saggio distribuite in occasione della Conférence internationale de travail sur la cartographie ethnologique, Zagreb 1966. A cura della Cattedra di Storia delle Tradizioni Popolari dell'Università di Cagliari (Direttore: *Alberto M. Cirese*). 43 S., daktyl.

Cirese macht aus seinem Lehrstuhl in Cagliari eines der rührigsten und unternehmungsfreudigsten volkskundlichen Forschungszentren in ganz Italien. Wir freuen uns darüber um so mehr, als Cirese ganz betont die Absicht äsusert, an den europäischen Vorhaben mitzumachen und teilzunehmen. Über Pläne und Verwirklichungen gedenkt er, in dem von ihm gegründeten «Bollettino» von Zeit zu Zeit, und bei Gelegenheit, zu berichten. In dem vorliegenden ersten Heft kommt er selbst mit einer «Presentazione» zu Wort; er referiert darin in summarischer Weise über das bisher in Sardinien Erreichte und über seine Pläne, wie er einen «Atlante demologico sardo» auszuarbeiten hofft. Die folgenden drei Beiträge des Heftes sind sehr erfreuliche Einzelbeispiele für diesen Plan; sie stammen von Cireses Mitarbeiterinnen am Institut. *Enrica Delitala* schreibt über «La documentazione sulla festa di San Giovanni in Sardegna»; es handelt sich um einen interessanten Arbeitsbericht zur Atlastätigkeit; aufschlussreich sind die mitabgedruckten Fragebogen,

bei denen der zweite deutlich die verfeinerten Methoden gegenüber dem ersten erkennen lässt. *Rosa Losengo* hat sich bereits einmal mit den eigenartigen mythischen Gestalten der sardinischen Glaubenswelt befasst; ihr Beitrag «Quadro delle notizie su *Luxia arrabiosa* (o *Giorgia rajosa*)» führt ihre Untersuchungen weiter; sie gibt ebenfalls das Muster eines Fragebogens (mit 12 Fragen) bei. Den Beschluss bilden ein Fragebogen und sechs Photographien über Formen und Namen der Brote und Gebäcke in Sardinien. Wildhaber

Annali del Museo Pitrè, a cura dell'Istituto di Storia delle Tradizioni popolari della Università di Palermo. Bd. 14/15 (1963/64). Palermo, Banco di Sicilia, 1964 (publ. 1965). 277 S

Der neue Band des sizilianischen Jahrbuchs muss leider mit der Ansprache beginnen, die *Giuseppe Bonomo* am Grabe des am 24. Januar 1965 verstorbenen Giuseppe Cocchiara gehalten hatte. Der nächste Band soll dem Andenken des Verstorbenen gewidmet sein. – Neben der Volkskunde pflegen die «Annali» auch die Ethnologie, Soziologie und Religionsgeschichte; wir erwähnen deshalb nicht alle der publizierten Aufsätze. Von *Giuseppe Cocchiara* stammt ein Beitrag «Poesia e cultura popolare». Ihn interessieren die beiden Begriffe «poesia» und «popolare» und ihre Verbindung; ihn interessiert, wie es geschichtlich zu dieser Begriffsverbindung gekommen und was die Volkskundler verschiedenster Länder im Laufe der Zeiten darüber gedacht haben. Vor Herder finden sich Ansätze zu einer Definition der «poesia popolare» bereits bei G. B. Vico (etwa zwischen 1725 und 1740) im Zusammenhang mit seiner Studie «Discoverta del vero Omero». Es folgen dann Herder und die gesamte deutsche Romantik («Naturpoesie» und «Kunstpoesie»), aber auch Vertreter von Finland, Ungarn, Frankreich (Gaston Paris) und Italien (Pitrè, Croce, D'Ancona, Nigra). Von Engländern wird Cecil Sharp erwähnt (im Text wird er konsequent Scharp gedruckt). Leider muss überhaupt eine Bemerkung zur Wiedergabe von Titeln in den Anmerkungen gesagt sein; der Aufsatz von Eliade – als Beispiel – strotzt von Druckfehlern bei deutschen und auch bei französischen Titeln; schade! Ist wirklich nicht eine sorgfältigere Korrektur möglich?). – *Mircea Eliade* führt in seinem Beitrag «L'orizzonte mitico della ballata di Mastro Manole» eine glückliche Symbiose von Volkskunde und Religionsgeschichte durch. Er versucht zum mythischen Hintergrund der berühmten rumänischen (auch in Ungarn öfters vorkommenden) Ballade vom Baumeister Manole mit der eingemauerten Frau als Bauopfer vorzudringen. Dabei gelangt er zu einem ältesten, gemeinbalkanischen Substrat, das aus prä-indoeuropäischer Zeit stammt und bei dem Zusammenhänge mit asiatischen Kulturen (Tocharer; Pontische Wanderung) durchaus möglich, ja wahrscheinlich sind. – *Georg Megas* beschäftigt sich in einer kleineren Studie mit dem Typus des griechischen Laubenhauses, bei dem zunächst einfach das Dach vorgezogen wird, um einen gedeckten Zusatzraum zu schaffen; daraus entwickeln sich dann folgerichtig eine ganze Menge weiterer Möglichkeiten. Der Titel lautet: «La funzione del vestibolo nella composizione della casa rustica greca e la sua relazione con la casa greca antica». – *Aurelio Rigoli* gibt einen interessanten Beitrag zum Kinder- und Gesellschaftsspiel: «Giuochi popolari descritti in un vocabolario siciliano del seicento». Ein Anonymus des 17. Jahrhunderts hat einen handschriftlichen «Dizionario siciliano» hinterlassen, dem Rigoli 127 Spieltitel entnimmt (in sizilianischem Dialekt mit einer sehr knappen lateinischen Erläuterung). Pitrè hat in seiner Arbeit «Giuochi fanciulleschi siciliani» nicht alle diese Spiele registriert, so dass sich ein Gesamtabdruck wohl lohnte; zudem handelt es sich um die ältesten sizilianischen Belege auf diesem Gebiet. – Der Bänkelsang lebt in Sizilien noch heute. Ein höchst eindrückliches Bild hierüber vermittelt uns *Antonino Buttitta* in «Le *storie* di Cicciu Busacca». Busacca ist 1925 in Paternò geboren; 1951 hat er den Beruf des «cantastorie» (Bänkelsänger) ergriffen, den er seither ausübt. Buttitta schildert in seiner Einleitung das Leben und Werden dieses Bänkelsängers; darauf druckt er eine grosse Zahl von seinen Liedern ab (er begründet, weshalb er einige hier nicht eingeschlossen hat). Es handelt sich um Flugblätter, die fast alle in der Zeit von 1951 bis 1963 in einer Druckerei in Paternò gedruckt wurden; sie sind in sizilianischem Dialekt geschrieben und deshalb – trotz des beigegebenen kleinen Glossars – nicht sehr leicht lesbar. Das Thema fügt sich überraschend gut zu kürzlich erschienenen deutschen Arbeiten über den Bänkelsang und Verwandtes. Wildhaber

Ulster Folklife. Vol. 11, 1965. Edited by Desmond McCourt. Published by the Ulster Folk Museum, Cultra Manor, Holywood, Co. Down. 139 S., Abb.

Wenn eine Zeitschrift von einem schmalen Jahresheftlein sich im Lauf einer Dekade zu einer recht beachtlichen Jahresschrift weiterentwickelt hat, geziemt es sich, im 11. Heft einen Rückblick über diese zehn Jahre der nordirischen Forschung zu bringen. Dies tut *R. H. Buchanan* in einem interessanten Rechenschaftsbericht "A decade of folklife study". Es ist ausserordentlich aufschlussreich, welche Gebiete in den fünf britischen Zeitschriften («Gwerin» ist heute ersetzt durch «Folklife») besonders behandelt und vertreten sind. Vor allem ist erfreulich, dass – abgesehen von «Folklore» – die britischen Zeitschriften sich konsequent auf das Gebiet von «folklife» ausgeweitet haben. Übrigens haben die jeweils führenden Zeitschriften in Deutschland, Österreich und der Schweiz Jahrzehnte vor der schwedischen Zeitschrift «Folkliv» Volkskunde in ihrer Gesamtheit behandelt (S. 63), und sie würden die einseitige Behandlung der materiellen Kultur (wie in «Folkliv») ebensowenig als wünschbar betrachten wie im umgekehrten Fall von «Folklore»; *folkliv* und *folklore* sind für diese Zeitschriften eine totale Erfassung der kulturellen Erscheinungen; Teil-Behandlungen müssten im Titel klar zum Ausdruck gebracht werden. Buchanans Feststellung (S. 69) "in no case has a full-scale study of communiy folklore been made in the context of social and economic life" mag, streng genommen, richtig sein, ich möchte aber immerhin darauf hinweisen, dass Alwyn D. Rees, "Life in a Welsh Countryside", Cardiff 1951, sich doch dieser Forderung einigermassen annähert. Es ist mir noch eine Bemerkung von Buchanan aufgefallen, die doch darauf schliessen lässt, dass Volkskunde nicht immer eine Wissenschaft *per se* ist, sondern zur Hilfswissenschaft (für gute Absichten und Missionarszwecke) wird, nämlich: die Erforschung des Hexenglaubens "can help to reveal the social needs and tension" (S. 68). – Der einleitende Hauptaufsatz von *N. C. Mitchel* behandelt "The Lower Bann Fisheries"; es handelt sich um den Fang von Salm und Aal in früheren und heutigen Zeiten, mit einer genauen Beschreibung aller hiefür benötigten Einrichtungen. (Als Anhang das zugehörige Glossar von *G. B. Adams*). – *E. Estyn Evans* erweist sich in "Cultural Relics of the Ulster-Scots in the Old West of North America" als guter Kenner der irisch-amerikanischen Wechselbeziehungen; er geht hauptsächlich auf das Buch von Mrs. H. S. Arnow, "Seedtime in the Cumberland" ein. – *Cruck-framed* Häuser haben schon öfters Beachtung gefunden. Diesmal ist es *Desmond McCourt*, der "Some Cruck-framed Buildings in Donegal and Derry" eingehend vorführt, mit guten Plänen und Photos. – *Patrick Logan* bringt einen kleinen Beitrag über "Folk Medicine in the Cavan-Leitrim Area"; darin erwähnt er Heilwasser, Schwitzbäder, Mittel gegen Warzen, Brandwunden, Geschwüre und Keuchhusten (Trinken aus einem Totenschädel). – Neben dem Schmied, dem Sattler und dem Spatenmacher ist der Hersteller von Wetzsteinen einer der vier ältesten Handwerker in Ulster. Allerdings ist diese Wetzstein-«Industrie» nur etwa 100 Jahre alt; sie war meist eine Hausindustrie für Kleinbauern während der Winterzeit. *J. M. Cox* schreibt über sie in "Eshbralley Scythe Stones". – Wer je in Irland gereist ist, dem sind sicherlich die hübschen und landschaftlich verschiedenen Torpfosten aufgefallen. *Caoimhín Ó Danachair* widmet ihnen einen schön bebilderten Aufsatz "Farm and Field Gates". – *Michael J. Murphy* bringt einige gut erzählte Geschichten eines Bauern und Fuhrmann, im Dialekt von County Down: "The Folk Stories of Dan Rooney of Lurgancanty". – In ein überregionales Gebiet, das einerseits mit indogermanischen Fragen und andrerseits mit psychologischen Problemen zu tun hat, stösst *G. B. Adams* vor mit "Counting-rhymes and Systems of Numeration". Die Auszählreime mit Unsinnwörtern deuten sehr stark auf alte Zählsysteme; Zahlen bleiben ja erfahrungsgemäss viel länger in der Erinnerung von Geschlechtern haften. Man möchte sich wünschen, dass eine solche Untersuchung auch die leicht erreichbaren festland-europäischen Quellen einbezöge (z. B. Deutsch- und Welsch-Schweiz). – Eine sowohl sprachlich als zoologisch nützliche und verdienstliche Zusammenstellung von "Local Bird Names in Ulster. A Glossary" stammt von *J. Braidwood*. – Den Beschluss macht ein kleiner Beitrag von *R. A. Gailey* "A Folktale from County Down".

Wildhaber

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish studies, University of Edinburgh. Edinburgh, Oliver & Boyd. Bd. 9, Teil 2, 1965, S. 129–240.

Unter dem Titel "Aspects of the linguistic geography of Scotland" beginnt *J. Y. Mather* eine Serie von drei Artikeln, die als Beiträge zum Sprachatlas gemeint sind. Das Material ist dem Linguistic Survey of Scotland entnommen. Der erste Aufsatz befasst sich mit den verschiedenen Dialektausdrücken für "chaffinch" (Buchfink) und ihrer geographischen Verbreitung, aufgezeigt an einer Karte. – In einem kleineren Beitrag befasst sich *Ethel Bassin* mit "Lucy Broadwood, 1858–1929" und ihrer Bedeutung für das Sammeln und das Studium von gaelischen Liedern, insbesondere mit dem Manuskript von Liedern, die Frances Tolmie gesammelt hatte. – *Alan Bruford* bringt "A Scottish Gaelic version of 'Snow-White'"; zur gälischen Textwiedergabe gibt er die englische Parallel-Übertragung, eine Einleitung und den Anmerkungsapparat. – *W. F. H. Nicolaisen* fährt mit seinen Erläuterungen zu einzelnen ausgewählten Beispielen für das grosse schottische Ortsnamenbuch weiter; immer deutlicher stellen sich diese Abhandlungen als Vorbereitungen für eine «Siedlungsgeschichte anhand der Ortsnamen» heraus. Diesmal sind es die Typen 'Hill of –' und 'Loch of –', die ihm zugleich Gelegenheit geben, auf seine früheren Ausführungen zum Typ 'Burn of –' in kritischem Sinne zurückzukommen. – Die Notizen, die von B. R. S. Megaw in früheren Nummern über "Goat-keeping in the Old Highland Economy" zusammengetragen wurden, haben zwei weitere Beiträger zu Einsendungen veranlasst: *Marion Campbell of Kilberry* und *T. C. Smout*. – *John Macinnes* berichtet von Liedern und dem Leben der Viehherdentreiber: "The Drovers' Song" (Texte gaelisch und englische Übersetzung). – *Anne Ross* schildert, was noch bekannt ist über die Feier des Vorabends von Allerheiligen: "Hallowe'en at Fortingall, Pertshire". Wildhaber

Norveg. Journal of Norwegian Ethnology. Bd. 12 (1965). Oslo, Universitetsforlaget, 1965. 214 S., Abb.

Von den sechs in diesem Band vereinigten Aufsätzen sind vier durch gute Zusammenfassungen in englischer (3) und deutscher (1) Sprache einem weiteren Kreis von Forschern leicht zugänglich. *Ernst Fischer* bringt eine sorgfältige Stilanalyse: «Johanneslegenden inom nordisk flamskväveri». Webereien mit Motiven aus der Johannesgeschichte liegen vor in Beispielen aus Antwerpen (um 1600), aus Hamburg (Mitte des 17. Jahrhunderts) und aus Schleswig-Holstein (2. Hälfte des 17. Jahrhunderts). Damit ist auch der vermutliche Wanderweg angedeutet; er führt dann über Dänemark nach Norwegen weiter, wo heute noch dreizehn Bettdecken, mit den gleichen Motiven und in der gleichen Webetechnik ausgeführt, erhalten sind. Die norwegischen Stücke lassen sich wahrscheinlich von einer Decke in Gudbrandsdal herleiten. Die eingewebten Datierungen allerdings lassen keine Schlüsse zu, weil sie einfach mit dem Motiv übernommen wurden. Fischer macht, im Anschluss an diese Feststellung einige gute Bemerkungen über die Historizität des Stiles in Werken der «Volkskunst»: die steifen, strengen, scheinbar sehr alten Darstellungen dürften jüngeren Datums sein; es handelt sich um Decken einheimischer Weberinnen, welche Kopien in der Art des ihnen vertrauten volkstümlichen Stiles anfertigten. Hübsch sind auch die Beobachtungen, wie das Fest des Herodes allmählich nicht mehr verstanden wird und zu einem ländlichen Hochzeitsfest umgedeutet wird; entsprechend wird aus dem Tanz der Salome ein Bauerntanz; nicht verstandene Buchstaben werden zu reinen Ornamenten.

Lily Weiser-Aalls Beitrag «En studie om vardøger» behandelt das Problem des Doppelgängers oder, wie sie vorzieht, des «Folgegeistes». Es wird dargestellt auf Grund des Fragebogenmaterials über Namen und Überlieferungen des Folgegeistes. Der Name «vardöger» (er gehört zu «Beschützer») hat sich in den letzten hundert Jahren auf literarischem Wege verbreitet. Der Doppelgänger wird in neuerer Zeit öfters dem christlichen Schutzengel gleichgesetzt. Eine ungebrochene Tradition mittelalterlicher Überlieferungen scheint «sehr selten» vorzuliegen (mit anderen Worten: sie dürfte, beweisbar, nicht vorliegen). Alle Menschen scheinen einen Folgegeist zu haben, aber er wird nicht bei allen Menschen gesehen oder gehört. Der «Vorgänger» bedeutet meist Gutes, während der «Nachgänger» Unglück oder Tod anzeigt. Die Sitte, die Haustüre nach einem weggehen-

den Besuch noch einmal zu öffnen, wird damit begründet, dass man dem Folgegeist des Besuchers Zeit geben müsse, auch hinauszugehen (es dürfte sich um eine sekundäre Begründung handeln). Die Erklärungsversuche für die Erscheinung des Folgegeistes bewegen sich in den eigenartigsten Gebieten: entweder sind es alte Überlieferungen, die geltend gemacht werden, oder dann werden die Bibel und die moderne Geisterliteratur als Kronzeugen angeführt, oder man sucht nach «wissenschaftlichen» Erklärungen technischer (drahtlose Telegraphie) und psychologischer Art (Persönlichkeitsspaltung). Das Material ist deswegen so interessant, weil es Auffassungen aus den Jahren 1960–1964 wiedergibt.

Carl-Herman Tillhagen hat sich schon früher mit dem Thema der Berggeist-Vorstellungen beschäftigt; sein vorliegender Aufsatz «Gruvskrock» [Gruben-Aberglaube] bringt einen weiteren Beitrag hiezu. Die Vorbereitungen für das Suchen nach verborgenen Gruben gehen auf ähnliche Weise vor sich wie beim Suchen nach verborgenen Schätzen: Fasten, Schweigen, Erscheinungen abschreckender Gestalten u. ä. Der Berggeist achtet streng darauf, dass alle seine Tabu-Vorschriften eingehalten werden (nicht pfeifen, nicht fluchen, keinen Lärm machen, kein Tier töten), sonst straft er. Tillhagen zieht Vergleiche zum Waldgeist. Der schwedische Berggeist weicht in mehrfacher Hinsicht von den kontinentalen Vorstellungen ab. In Schweden ist der Berggeist meistens eine Frau; ein «Bergmönch» wäre dort nicht vorstellbar. Die «Bergfrau» in Schweden sieht der Frau eines Herrenhauses ähnlich; sie befiehlt und übt die Herrschaft aus.

Gutorm Gjessing («Kontaktproblemet – konflikt og samarbeid») diskutiert die Möglichkeiten des Produktes bei Kulturkontakten und Kulturkonflikten; er tut das am Beispiel der südlappisch-norwegischen Kulturzone. – Die Titel der beiden letzten Aufsätze lauten: *Trygve Dokk*, «Under Guds lov og Kongens lov» [Gottes Gesetz und Königs Gesetz] und *Svein Bjerke*, «Den religionsvidenskapelige metode hos Durkheim». Wildhaber

Lud. Bd. 50, 1964–65 (publiziert Wrocław 1966).

Der 50. Band der Zeitschrift der polnischen Gesellschaft für Volkskunde ist als ein Festband besonders umfangreich ausgestattet worden. Wir möchten einige Aufsätze aus dem 2. Teil hier erwähnen, weil sie wertvolle Beiträge zum allgemeinen Thema der Interethnologie bringen oder weil sie von prinzipiellem Interesse sind. Wer sich mit Volkstanz und Volksmusik beschäftigt, sei hingewiesen auf die beiden (englisch geschriebenen) Aufsätze von *Roderyk Lange*, Kinetography Laban (movement notation) and the folk dance research in Poland, und von *Anna Czekanowska*, The diatonic melodies of the narrow range in Slavic countries. *Wolfgang Jacobeit* berichtet (in deutscher Sprache) über Agrarethnographische Forschungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Durch die Initiative von Steinitz und das tatkräftige Sich-Einsetzen von Jacobeit hat die DDR eine einzigartige Forschungsgrundlage für Gerätestudien geschaffen. Jacobeit gibt Rechenschaft über das Entstehen, die Anlage und den heutigen Stand der Untersuchungen. – Die übrigen Aufsätze sind in polnischer Sprache; sie haben mehrheitlich eine Zusammenfassung auf englisch. (Es wäre allerdings wünschenswert, wenn dieses "Englisch» wenigstens mit einer einigermassen annehmbaren Kenntnis der englischen Grammatik geschrieben wäre; es würde die Lesbarkeit und Verständlichkeit bedeutend erhöhen). *Bohdan Baranowski* behandelt ein Agrarproblem: das Zurückgehen der Verwendung von Ochsen als Zugtieren in Polen und in den Nachbarländern. Die Gründe hiefür können nicht nur in ökonomischen Faktoren gesehen werden, sondern sie müssen in recht komplexen Bedingungen gefunden werden. – Mit Objektivität und grosser Umsicht untersucht *Tadeusz Wróblewski* die Differenzierungen im deutsch-polnischen Grenzgebiet. Er vertritt die Auffassung, dass sich keine wirklich unbestrittenen Elemente der polnischen oder deutschen Grenzreichweite nachweisen lassen. Kulturunterschiede (in diesem Fall das, was man gelegentlich als «Kulturgefälle» bezeichnet, obgleich vor diesem Wort doch ernstlich zu warnen ist) sind doch mehr Unterschiede des Grades als solche der Qualität. – Mit ethnischen Zuweisungsproblemen beschäftigt sich auch *Janusz Bohdanowicz*. Er tut dies für Westpommern auf Grund von Atlaskarten (man hätte hier auch die Arbeiten von Riemann und Wiegelmann für ähnliche Themen beiziehen können); neben den Verbindungen nach

dem Osten und Westen erhebt sich auch die Frage nach pommerschen Spezifica. – Im Nordosten von Polen kommen für die «Interethnik» polnische, litauische und russische Elemente in Frage. *Marian Pokropek* sucht in der geschichtlichen Entwicklung dieses Gebietes die Ursachen für manche Kulturentwicklungen der neueren Zeit. – Der Haustypus, der Pfosten vor der Hauswand aufweist, die dann mit dem Dach zusammen eine Art Vorlaube bilden, ist das Thema für eine Untersuchung von *Stefan Lew*. Er hält diesen Haustyp für beträchtlich älter als bisher angenommen wurde; er äussert auch die vorsichtig formulierte Hypothese, dass für ihn frühe kroatische Einflüsse als nicht ausgeschlossen gelten könnten. – Als letzten führen wir einen Aufsatz von *Edward Pietraszek* an; er behandelt das in Polen wenig aufgegriffene Thema der Arbeiterkultur. Es ist geradezu auffällig, wie stark der Begriff «Volk» noch mit der Vorstellung der bäuerlichen Welt verbunden ist. Nur zögernd anerkennt man die Berechtigung der Volkskunde, sich mit dem Arbeiter zu beschäftigen. (Das frühere Polen war ja nie ein Industrieland in dem Ausmass, wie es etwa die Tschechoslovakei war und ist). Der Autor erklärt, dass auch heute noch die Begrenzung dieser Forschungen auf die materielle Kultur des Arbeiters eine charakteristische Tatsache sei. Die geistige Kultur und die Glaubenswelt möchte man vorläufig noch lieber in die Nähe der Soziologie gestellt wissen. (Die viel zu knappe Zusammenfassung lässt leider keine weiteren Aufschlüsse erkennen). Wildhaber

Die tschechische Zeitschrift *Český lid*, die im Jahr 1891 gegründet wurde, bringt kürzere Aufsätze und Berichte aus allen Sparten der Volkskunde, im wesentlichen allerdings aus den Gebieten der materiellen Kultur und der sozialen Organisationen. Die Artikel sind reichhaltig und meist vorzüglich bebildert. In letzter Zeit ist fast allen eine deutsche Zusammenfassung beigegeben, mit der man wirklich etwas anfangen kann. (Nur ganz selten noch finden sich als «Zusammenfassung» ein paar Sätze, welche ebensogut wegbleiben könnten, weil sie doch nichts sagen). Vor mir liegen einige Hefte der Jahrgänge 52: 3–6 (1965) und 53: 1–2 (1966). Ich stelle – ganz summarisch – einige Arbeiten daraus zusammen. Mehrfach wird die Volksarchitektur beschrieben, d. h. bäuerliche und dörfliche Häuser (V. Pražák, L. Štěpánek), auch spezielle Konstruktionsformen (E. Baláš), Grundrisstypen im Zusammenhang mit archäologischen Quellen (A. Pitterová) und die Behandlung des Ursprungs von Stube und Flur, verglichen an altslavischer und fränkischer Hauskultur (V. Pražák). – R. Jeřábek gibt einen besonders schön illustrierten Aufsatz über Bienenstöcke mit Fluglöchern in Gesichtsform. – J. Kramařík, einer der vorzüglichen Kenner landwirtschaftlicher Geräte, bietet einen Beitrag zur Geschichte der böhmischen Arl-Formen (mit zahlreichen Bildern). – Die volkstümliche Keramik hat in der Tschechoslovakei immer eine bedeutende Stelle eingenommen; F. Navrátil und V. Scheufler berichten über die Töpfer in Počátky. – V. Trkovská befasst sich mit der Entwicklung der Kleidung im frühen Mittelalter. M. Stará-Moravcová geht in noch frühere Zeiten zurück; ihr Thema sind Textilien aus Lein und Hanf bei den West- und Ostslaven in der frühhistorischen Periode. – K. Fojtík schildert, wie die Hochzeitsfeste im 16. und 17. Jahrhundert in Mähren aussahen, während O. Skalníková und J. Šťastná uns mit den derzeitigen Formen der Hochzeit in den neuen Städten im Ostrauer Gebiet bekannt machen. – Auswertungen früherer Bildquellen für die Kenntnis des Volkslebens zeigen uns V. Šmelhaus und V. Svobodová (letztere anhand von K. F Töppers Bildern von 1723) – Einen ersten Versuch, Zusammenhänge zu klären zwischen den Wallfahrtsorten (im Stichjahr 1850 sind es für Böhmen 112) und den für sie arbeitenden Gebieten der Hinterglasbilderfabrikationen (es sind nur 17) unternimmt B. Štiess. – J. Tomeš stellt zusammen, was ihm über die Pflanzen im Glauben und in der Volksmedizin aus dem Gebiet von Horňácko bekannt ist. – M. J. Pulec berichtet von den Erzählungen über den «Federmann»; das ist eine Sagen- und Schreckgestalt, welche vor allem in der Zeit der deutschen Besetzung eine grosse Rolle spielte, da sie überall den Tschechen half. – O. Švecová bringt einen mehr theoretischen Beitrag über die Klassifikation der Familienformen in slovakischen Materialien, und O. Sirovátká stellt einen Bericht über das tschechische Volksschauspiel als Studienobjekt zusammen; darin weist er zugleich weitere Forschungsaufgaben auf. K. Fojtík und O. Skalníková erheben ebenfalls sehr berechtigte Forderungen nach ver-

mehrter Berücksichtigung der Industrie- und Arbeitervolkskunde. Der Eifer, mit dem hier offene Türen eingerannt werden (oder sagen wir: Türen, welche in den meisten mittel- und westeuropäischen Ländern schon seit einigen – teilweise sogar schon recht vielen – Jahren offen stehen) ist leicht rührend; ebenso rührend ist die (scheinbare?) Unkenntnis der zugehörigen europäischen Literatur. Wildhaber

Wörterbücher

Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein. Hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bearbeitet von *Leo Jutz*. Wien, in Kommission bei Adolf Holzhausens Nachfolger. Lieferung 10 (1960)–21 (1965).

Mit der Lieferung 21 ist dieses höchst nützliche und eine spürbare Lücke füllende Wörterbuch zu seinem Abschluss gelangt. Wir hatten über die ersten neun Lieferungen referiert in SAVk 52 (1956) 250f, 54 (1958) 63f, 55 (1959) 289f und in SVk 50 (1960) 51f. Das Werk liegt nun in zwei Bänden vor; die 10. Lieferung bringt den Abschluss des ersten Bandes; der Herausgeber stellt ihr ein endgültiges Vorwort voran, das gegenüber dem in der ersten Lieferung erschienenen Vorwort beträchtlich erweitert ist. Er führt darin das Zustandekommen des Werkes aus, erwähnt die Vorarbeiten und die Mithilfe, welche ihm seine grosse Arbeit erleichterten – es blieb aber auch so im wesentlichen die Leistung eines Einzelnen –, er begründet die Anlage und den Aufbau des Wörterbuches, vor allem dort, wo es sich von den benachbarten Wörterbüchern (Schwäbisches Wb., Bayerisches Wb., Wb. der Tiroler Mundarten, Schweiz. Idiotikon) unterscheidet. In der Hauptsache war die Sammeltätigkeit vor Beginn des Zweiten Weltkrieges abgeschlossen; der berücksichtigte Wortstand reicht also bis in unsere jüngste Zeit herauf, bringt daneben aber selbstverständlich auch die älteren Belege, soweit sie als sprachlich gesichert gelten konnten. Wo es irgendwie möglich war, wurden auch Standes- und Berufssprachen erfasst; es kamen allerdings hiefür meist nur sehr wenige Orte in Frage, und der Herausgeber sagt in aller Ehrlichkeit, dass er nicht immer Erfolg gehabt habe beim Aufsuchen von brauchbaren Gewährsleuten. Personennamen mit ihren Kurz- und Koseformen sind aufgenommen, nicht aber die Familiennamen; denn diese sind in ihrer heutigen Form nicht mehr der Mundart zuzurechnen. Die Flurnamen sind ebenfalls weggelassen worden; Vorarbeiten hiefür fehlen fast vollständig, zudem sind «die Flurnamen im Süden vorwiegend nichtdeutscher Herkunft und erfordern eine eigene Bearbeitung». Die für den Schluss des zweiten Bandes angekündigte Karte des Gesamtgebietes mit den Belegorten ist leider nicht zur Ausführung gelangt. Das mag damit zusammenhängen, dass der Herausgeber vor Beendigung seines Werkes Ende 1962 starb. Er kann also leider den Dank für seine mühsame Arbeit nicht mehr entgegennehmen. Glücklicherweise hatte Jutz aber ein vollständig ausgearbeitetes und durchgesehenes Manuskript hinterlassen. Die beiden letzten Lieferungen tragen nun den Vermerk: aus dem Nachlass redigiert von *Eugen Gabriel* und *Eberhard Kranzmayer*. Im Nachwort wird ausdrücklich betont, dass am Jutzschen Manuskript keine Veränderungen vorgenommen und auch keine Ergänzungen angefügt wurden, um die Einheitlichkeit des Werkes zu wahren. Geplant ist noch ein Ergänzungsheft, das von Artur Schwarz herausgegeben werden soll.

Wie jedes gross angelegte Mundartwörterbuch birgt auch das vorarlbergische eine Fülle von volkskundlichen Angaben und Bemerkungen. Wenn ihnen auch meist das Eingehen auf Einzelheiten abgeht, so haben sie andrerseits den Vorteil einer recht genauen Lokalisierung; zudem ist schon der Hinweis auf ein gesuchtes Faktum an sich wertvoll. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Ausbeute besonders reich ist für Redensarten, Sprichwörter und Rätsel. Sehr ergiebig sind auch die Pflanzennamen; ihnen folgen, in etwelchem Abstand, die Namen für Tiere, wobei besonders auf die folgenden Stichwörter hingewiesen sei (sie bringen in ihren Zusammensetzungen natürlich auch ganz andere Beziehungen mit sich): Hund (auch als Ausdruck für verschiedene Geräte), Kalb, Katze, Kröte, Kuh («was der zusammenlügt, geht auf keine Kuhhaut»; Kuhmaul ist ein Spottname für die Schweizer), Ross, Sau, Schaf, Schnecke (mit Schneckenhörnerversen; Schnecke als Speise; Spottname für die Frastanzer; Schneckenball im Gasthaus mit einem

Schneckenessen), Schwein. Nahrungsmittel, Speisen und Getränke gehören zum alltäglichen Wortschatz; man ziehe etwa die folgenden Wörter heran: Käse, Korn, Kraut, Milch, Most, Schmalz, Schnitz, Speck, Suppe, Wasser, Wein, Wurst, Zieger. Körperteile und Kleidungsstücke werden in den mannigfachsten Verwendungen ausgewertet: Hose, Kopf, Maul, Nase, Ohr, Schappel (für Jungfrauen, Bräute, Hirten, Kühe). Bei den einzelnen Berufen und Bevölkerungsgruppen liegt die Möglichkeit einer spasshaften oder gar spöttischen Verwendung recht nahe: Kapuziner (Heuheinzen werden gelegentlich so bezeichnet, wenn das Heu auf ihnen infolge langen Regens rotbraun geworden ist), Kind, Mann, Schwabe, Schweizer, Walser, wälsch, Weib, Zigeuner. Für bäuerliches Denken sind Monate und Wetter bedeutsam: Mai (das Wort Maibaum fehlt), März, Mond, Schnee, Sonntag, Wetter, Wind, Winter. Auch für das Gemeindewesen und die bäuerlichen Verrichtungen lässt sich manches herausholen: Mist, Schleife, Schlitten, Senn, Senntum, Stube, Stubete, Wald, Wuhr (bei den vielen Wildbächen besonders wichtig), Zaun, Zins; dazu kommen die zahlreichen Namen für Geräte und alte Masse. Dem kirchlichen Bereich gehören die Namen für die Feste an (wobei auch damit verbundene Glaubensvorstellungen erwähnt werden) und auch allgemeine Wörter wie etwa: Kirche, Kreuz, Maria, Ostern, Seele, segnen (auch im Sinne von «besprechen»), Weihnachten. Von Farben sollen hervorgehoben werden: rot, schwarz, weiss. Auch Sagengestalten sind zu finden: Schimmelreiter, Schrättling, Wuetesheer. Einige Einzelheiten seien noch erwähnt: das Karfreitags-Ei wird einer Gebärenden zur Beschleunigung der Geburt gegeben, es bringt Glück im Spiel und – für das Vorarlberg besonders bedeutsam – es schützt vor Lawinen. Bei der «Kartafel» (erläutert als Karfreitagsratsche) muss es sich um die länglich-rechteckige Brettform mit einem beweglichen Eisenklopfer handeln. Eigenartig ist die Bezeichnung «Jöre» (Georg) für Fastnachtsmaske (in Bludenz heisst «Jöre mache»: als Maske gehen). Der aus der Gegenreformation stammende Ausdruck «dich wird man schon noch katholisch machen» (dich wird man schon noch gefügig machen) ist für das Schwäbische und Schweizerdeutsche nicht bezeugt, wohl aber für das Bayrisch-Österreichische. Wildhaber

David Dalby, Lexicon of the Medieval German Hunt. A Lexicon of Middle High German terms (1050–1500), associated with the Chase, Hunting with Bows, Falconry, Trapping and Fowling. Berlin, Walter de Gruyter, 1955. LXII, 323 S.

Drei Aufgaben hat das Buch zu erfüllen: es will neues Licht auf die Eigenart der mittelalterlichen deutschen Jagdterminologie werfen; es stellt einen wichtigen neuen Beitrag zur mittelhochdeutschen Lexikographie dar; und schliesslich ist es Schlüssel zu einer Reihe von schwierigen Stellen der mhd. Literatur, soweit sie Bilder oder Ausdrücke aus dem Jagdwesen verwenden. Alle drei Aufgaben sind hier hervorragend erfüllt. Das Werk ist genau und umfassend, reich an Belegen im einzelnen und von scharfsinniger Interpretation. In einer längeren Einleitung gibt der Verfasser Rechenschaft über seine Forschungen. Das Wörterbuch enthält über 1300 Termini aus mehr als 200 mittelhochdeutschen literarischen und nichtliterarischen Quellen, wobei auch Nachbarsprachen, Althochdeutsches und neuere Jagdwörterbücher herangezogen sind. Schweizerisches tritt besonders aus den Schweizer Minnesängern, aus Heinrich von Wittenwiler, Ulrich Boner, Ulrich von Zatzikhoven, aus der Sarner Predigthandschrift und durch Vermittlung des Schweizerischen Idiotikons, jedoch nicht aus der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen entgegen. Die einzelnen Artikel geben zunächst die Bedeutung des Wortes (in englischer Sprache, was im Hinblick auf die Möglichkeit scharfer Abgrenzung gegenüber dem Mittelhochdeutschen oder Deutschen überhaupt von Vorteil ist), die Belege dazu, seine sprachliche Erklärung und sein Nachleben im Neuhochdeutschen, z. T. mit Fachliteraturangaben. Bei rechtlich ausgerichteten Wörtern wäre ein Vergleich mit den Ergebnissen des Deutschen Rechtswörterbuchs (Weimar 1914ff.) angezeigt gewesen.

Der hauptsächliche Wert der Arbeit liegt in der erstmaligen Erfassung sämtlicher in Frage kommender Belege – literarischer wie nichtliterarischer – und ihrer extensiven Darbietung im ganzen Satzzusammenhang. So wird das Buch zu einem wichtigen Glied in der Reihe der deutschen Wörterbücher. Wie sehr die Jagdterminologie nicht enge Fachsprache geblieben ist, zeigt das Wörterbuch auf Schritt und Tritt: die mhd. Heldenepik,

Predigtliteratur, Mystik, Legende, ja die ganze mhd. Klassik mit Minnesang und höfischem Epos sind in den Belegen neben Jagdtraktaten, Physiologusliteratur, Rechtsquellen u. a. berücksichtigt. Dies liegt an der grossen Bedeutung der Jagd für die mittelalterliche Feudalgesellschaft und ihrem hohen symbolischen Wert für viele weitere Lebensbereiche.

Stefan Sonderegger, Zürich

Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 6, Heft 5, Spalte 641–800 (Justizgebrechen–Kammeramt). Weimar, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, 1965.

Neben dem Stichwort Justiz, das mit all seinen Zusammensètzungen zu Ende geführt wird, sind es die beiden Wortgruppen Kabinett und Kameral, welche im gesamten der iuristischen Fachsprache angehören und als «Wörter» für die Volkskunde nicht ergiebig sind. Ganz anders aber verhält es sich mit Kabel, das mit seinen Bedeutungen 'Los', 'Loswerfen bei Erbteilungen', 'durch das Los bestimmter Anteil' durchaus der Sphäre der rechtlichen Volkskunde angehört. Es finden sich auch mehrere Wortbildungen – sie stammen alle aus dem niederdeutschen Sprachbereich – welche hier angeführt werden mögen: Kabelbier: Bier, welches nach dem Lose in den niedersächsischen Städten gebraut wird; Kabelbrief: Besitzurkunde über ein zugefallenes Los; Kabeldeich: Unterhaltsstellen von Deichen, welche den Einzelnen durch das Los zugeteilt sind; Kabelholz: durch das Los zugewiesener Wald- oder Holzanteil; Kabelland: Land, das zur Nutzung in Losgüter eingeteilt ist; Kabelwiese: an die Einwohner verloste Gemeindewiese. Mit kleindörflichen Bereichen verbunden sind Ausdrücke wie Kabisgarten, Kabishauer (Sauerkrautschneider als «Störarbeiter»), Kabiszehnt, aber auch Kachelofenbier, unter dem man sich eine gesellige Zusammenkunft am Kachelofen vorzustellen hat. Ein Gewerbe unzünftig ausüben, heisst kafeln; es wird besonders von Fleischern gebraucht; das entsprechende Substantif ist der Kafler. Die Ungezieferplage wird deutlich in Wörtern wie Käferamt: Gottesdienst zur Abwendung des Ungeziefers in den Weinbergen, und Käfervogt: Gemeinde-Beauftragter zur Überwachung des Maikäfersammelns. Städtisch-bürgerlichen Umkreis deuten an: Kaffeehaus (das seinerzeit in England geradezu die Geburtsstätte einer Literaturgattung war und das in Österreich und Ungarn seinen Nimbus noch nicht verloren hat), Kaffeeschenk, Kaffeewirt; der Kaffesieder war ein Beruf, der in der Schweiz hauptsächlich von Bündnern ausgeübt wurde; für das Kaffeegucken verlautet: dieses sogenannte Wahrsagen sei in keinem christlichen Staate zu dulden. Käfig und Käfigturm gehörten zu jedem Städtchen, das etwas auf sich hielt, wie im Norddeutschen Kak (Pranger). Dass Kaiser, kaiserlich usw. vom Spätmittelalter an in der deutschen Rechtssprache eine bedeutsame Rolle spielte, ist klar; dass Zusammensetzungen damit gelegentlich auch einen spöttischen Unterton erhalten konnten, zeigt sich etwa im Wort Kaiserkirchweih, das verwendet wurde, als Kaiser Joseph II. alle Kirchweihfeste, unbekümmert um ihre historischen Verwurzelungen, auf einen einzigen Tag verlegte. Unter kaisern verstand man in Königsberg die Zeremonie bei der Aufnahme von Handelsdienern in ihre Genossenschaft; die neuen Mitglieder wurden nämlich an den Kaiser (ein grosser Stein) gestossen als Hänselbrauch. Die Kalandsbruderschaft hat ihren Namen von ihrem üblichen Gottesdienst am Monatsersten (calendae); sie ist eine religiöse Gemeinschaft von Geistlichen und Laien zum Zweck des gegenseitigen Beistandes; hieher gehörige Ausdrücke sind auch Kalandsgilde, Kalandshaus und Kalandslade (Zunfttruhe). Für Arbeit und Feste sind alle Wörter, die mit Kalender gebildet sind, aufschlussreich. In früheren Zeiten spielte auch der Kalk eine grosse Rolle; es finden sich hier zahlreiche Bestimmungen über das Brennen und Löschen, über Kauf und Verkauf und über Gebrauch und Missbrauch von Kalk. Dazu sind dann die Zusammensetzungen zu stellen: Kalkbrennen, Kalkfuhre, Kalkgrube, Kalkholz, Kalkofen. Auch für das Amt des Kaminfegers gibt es zahlreiche Verordnungen. Das Heft schliesst mit dem Stichwort Kammer, das in seinem umfangreichen Bedeutungskreis vom Hausteil bis zu Verwaltung und Behörde vorgeführt wird.

Wildhaber

Bibliographien

Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes (Österreich). Herausgeber Burgenländisches Landesarchiv und Burgenländische Landesbibliothek. V. Teil: Volkskunde (abgeschlossen mit 31. Dezember 1960). Bearbeitet von *K. M. Klier*. Eisenstadt, Selbstverlag der Burgenländischen Landesregierung (Landesarchiv), 1965. XXI, 313 S., 3 Register.

Der Corpus der «Allgemeinen Bibliographie des Burgenlandes» (ABB), der von Fachleuten seit Jahren systematisch bearbeitet wird und in einzelnen, thematisch geschlossenen Bänden erscheint, konnte nunmehr um den sehr wichtigen und umfangreichen «Teil V: Volkskunde» erweitert werden. Damit verfügt das Burgenland als erstes österreichisches Bundesland über ein selbständiges und erschöpfendes Verzeichnis aller volkskundlichen Veröffentlichungen dieses Raumes vom Beginn der Forschung an bis zum Ende des Jahres 1960, dem Zeitpunkt der Hinterlegung des Manuskriptes durch den Autor. Als Bearbeiter dieser regionalen Fachbibliographie stand dem Burgenland *Karl M. Klier* zur Verfügung, der nicht nur zu den besten Kennern der Volkskultur dieses Bundeslandes und des einschlägigen Quellenmaterials gezählt werden muss, sondern der auch selbst die volkskundliche Literatur des Burgenlandes um nahezu 120 in der vorliegenden Bibliographie ausgewiesene wissenschaftliche Arbeiten bereichert hat. Klier hat die Bibliographie der burgenländischen Volkskunde nach dem Muster der 1917 von Eduard Hoffmann-Krayer begründeten und heute von Robert Wildhaber geleiteten «Internationalen Volkskundlichen Bibliographie» angelegt, wobei selbstverständlich verschiedene landschaftlich bedingte Modifikationen vorzunehmen waren. Die Ortsnamenforschung blieb hier unberücksichtigt, da sie bereits im Teil IV: Geschichte der ABB behandelt worden ist. Dagegen wurden die Gruppen der burgenländischen Mundartforschung und Mundartdichtung miteinbezogen; unter dem Sammeltitel «Erzähltes Leben» wurde schliesslich auch jenes landschafts- und ortsgebundene Erzählgut volkstümlicher und literarischer Art aufgenommen, das wohl nicht mehr ganz zur Volkserzählung zu rechnen ist, aber doch von der Volkskunde beachtet werden sollte, da hier volkstümliche Stoffe verarbeitet werden.

Die frühere geschichtliche und ethnische Lage des Burgenlandes machte die Berücksichtigung umfangreicher fremdsprachiger Literatur notwendig. Klier hat erstmals die reiche Literatur über die burgenländischen Kroaten so vollständig wie nur möglich verzeichnet. Weiters waren zahlreiche ungarische Publikationen heranzuziehen, die wertvolles Vergleichsmaterial aus dem westungarischen Grenzgebiet bieten. Die Stoffülle, die sich hinter den 3897 Titeln der volkskundlichen Bibliographie des Burgenlandes verbirgt, wird im Anhang des Buches durch drei sorgfältig gearbeitete Register nach Autoren, Orten und Sachen zusätzlich erschlossen. Klier hat hiermit ein vorzügliches wissenschaftliches Instrument geschaffen, von dem man sich nur wünschen kann, dass es in vielen Landschaften Nachahmung findet. Klaus Beitl, Wien

Bibliographia Historiae Rerum Rusticarum Internationalis, 1962–1963. Redegit *Péter Gunst*. Budapest, Magyar Mezőgazdasági Múzeum, 1965. 272 S.

Diese vom Landwirtschaftlichen Museum in Budapest herausgegebene, internationale Bibliographie ist eine ganz vorzügliche Leistung. Der vorliegende zweite Band hat eine beträchtliche geographische Ausweitung erfahren. Da es sich hier um die Erfassung der agrargeschichtlichen Titel handelt, ist es unbedingt nötig, einen möglichst weltweiten Blick zu haben. So ist es dem Redaktor gelungen, neben dem europäischen Material auch solches aus der gesamten Sowjetunion, Kanada, Japan und aus Vietnam durch Mitarbeiter zu bekommen. Dass in dieser Hinsicht noch weitere Anstrengungen nötig sind, weiss der Redaktor, ohne dass wir ihn darauf aufmerksam machen. Das gehört eben zu den Sorgen eines Redaktors einer «international» sein wollenden und sein sollenden Bibliographie; von diesen Sorgen weiss der Schreibende für seine «internationale» volkskundliche Bibliographie auch ein Liedlein zu singen. Ebensosehr kann er Péter Gunst nur beipflichten bei seiner Feststellung: "There were a few criticisms of the different subgroups of a main group. We accept the majority of criticism but unfortunately no significant change can be made at this point. If the existing groups are further subdivided more harm than

good is likely to be the result". Es ist ja meist so, dass die Kritiken von einer regionalen Sicht her durchaus berechtigt sein mögen, aber ihre Anwendung auf ein überregionales System erweist sich beinahe immer als nicht durchführbar oder zumindest als ausserordentlich schwerfällig und kompliziert. Ich möchte von diesem Standpunkt aus dem Redaktor ausdrücklich sagen, dass ich seine Einteilung sehr klar und übersichtlich finde; sie trägt allen Erfordernissen Rechnung. Dazu kommt, dass er am Ende jeder Gruppe eine grosse Zahl Querverweise gibt, die rein organisatorisch eine Unsumme von Arbeitskraft beanspruchen müssen. Um noch ein übriges zu tun, gibt der Redaktor ein Register der Länder und ein solches der Verfasser. Zu diesem letzteren wäre höchstens zu bemerken, dass die Umschrift und die alphabetische Einreihung der kyrillischen Namen irgendwo vermerkt sein dürfte; sie geht nach den angelsächsischen Normen, was nicht ohne weiteres selbstverständlich ist; ich muss also III bei *sh* suchen und nicht bei *sch*. Wildhaber

Nederlandse volkskundige bibliografie. Systematische registers op tijdschriften, reekswerken en gelegenheidsuitgaven. Bd. 2: *Ingrid Peeters-Verbruggen*, Volkskunde 1939–1960. Antwerpen, Centrum voor Studien en Documentatie, 1965. 249 S.

Wir stellen mit Vergnügen fest, dass die von uns im letzten Jahr angezeigte, grossangelegte niederländische Volkskunde-Bibliographie (SAVk 61, 1965, 202f.) planmässig gefördert und herausgebracht wird. Die Bearbeiterin legt nun den zweiten Teil der Aufsätze und Besprechungen der Zeitschrift «Volkskunde» vor; er umfasst die Jahre 1939–1960. Im Autorenregister finden wir die Forscher unserer Generation und Zeit, die ganz wesentlich die moderne niederländische Volkskunde bestimmt haben; mit zahlreichen Titeln sind vertreten: A. de Cock, J. Gessler, A. Gittée, C. C. Van de Graft, T. W. R. de Haan, P. De Keyser, P. J. Meertens, M. De Meyer, V. de Meyere, P. de Mont, K. C. Peeters und J. de Vries. Die Anlage dieses Teiles ist gleich wie diejenige im ersten Teil. Die Numerierung der Titel wird weitergeführt, da es sich ja um die gleiche Zeitschrift handelt. Neben den Indices der Beiträge-Verfasser und der Rezensenten kommt als Neuerung ein dritter Index hinzu, der als «Hilfe» gedacht ist. Es handelt sich um ein summarisches Sachregister, das bewusst auf Einzelheiten verzichtet und das eine Konzession an die Benützer darstellt, welche mit dem Inhaltsschema der «Internationalen Volkskundlichen Bibliographie» nicht vertraut sind. Wieder können wir allen Beteiligten zu diesem erfreulichen und sauber gedruckten Hilfswerk gratulieren. Wildhaber

Volkskunde von Ländern, Regionen und Gruppen

Christo Vakarelski, Etnografia Bułgarii [Die Ethnographie Bulgariens]. Wrocław, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 1965. XVI, 392 S., 152 Abb., 21 Karten. Résumé français. (Prace etnologiczne, 7).

Vakarelski ist der anerkannte und hochverdiente Altmeister der bulgarischen Gesamt-Volkskunde, und es wirkt beinahe wie eine Krönung seiner zahlreichen Arbeiten, wenn er hier nun eine Synthese gibt. Es ist aber auch bezeichnend, dass diese Synthese von der polnischen Volkskunde-Gesellschaft herausgegeben wird; denn die noch nicht übertroffene Darstellung der gesamten slavischen Volkskulturen stammt ja ebenfalls vom verstorbenen Polen Moszyński. Vakarelski umschreibt genau den historischen und geographischen Bereich seiner bulgarischen Volkskultur: es ist das Gebiet des heutigen bulgarischen Staates, dessen Erscheinungen aber nur bis zur Einführung des Kommunismus erfasst werden. Die sozialen Umwandlungen seither sind hier nicht miteinbezogen worden. Der Verfasser unterteilt sein Gebiet in vier grosse Hauptkapitel: materielle Kultur, geistige Kultur, soziale Kultur und volkskünstlerische Beschäftigung (zu der, nach der Terminologie der Oststaaten, auch Lied, Musik, Tanz, Theater, Erzählungen gehören). Wir anerkennen dankbar, dass die französische Zusammenfassung neun Seiten Petitsatz umfasst, aber hier erweist sich deutlich, dass ein so wichtiges und bedeutsames Buch eigentlich nur in einer Übersetzung erschlossen wird und ausgenützt werden kann. Und wir möchten gleich hinzufügen: dieses Buch sollte in eine westliche Sprache übersetzt werden; hoffen wir, die Anregung lasse sich verwirklichen. Die Zusammenfassung gibt für jedes einzelne Kapitel

in einigen Sätzen den Inhalt an, aber es ist natürlich nicht möglich, überhaupt auf Einzelheiten einzugehen, und gerade diese Einzelheiten wären im Fall Bulgarien mit seinen mannigfachen, komplizierten und nicht überall eindeutig abgeklärten Kulturverflechtungen – ja, bisweilen sogar Kulturverfilzungen – wichtig und aufschlussreich. Die Bilder, vor allem die Zeichnungen, sind gut. Verfasser und Verleger verdienen Dank für diesen schönen Beitrag zu einer vergleichenden Volkskunde. Wildhaber

Béla Gunda, Ethnographica Carpathica. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1966. 418 S., 213 Abb.

Zu unserem grossen Bedauern können wir dieses Buch nur anzeigen, aber leider nichts weiteres dazu aussagen. Trotz des lateinischen Titels ist es ungarisch geschrieben, und es enthält gar keine Zusammenfassung in einer westlichen Sprache. In einem solchen Fall, wo einer der besten modernen Kenner der Sachkultur ein grundlegendes Werk schreibt, wäre es ausserordentlich wünschenswert, wenn es in eine westliche Sprache übersetzt würde. Mit diesem Wunsch wollen wir keineswegs dem ungarischen Nationalgefühl nahetreten, sondern nur den Interessenanspruch der europäischen Wissenschaft anmelden. Das Thema wäre schon deswegen aufschlussreich, weil offenbar der Versuch gemacht wird, das Gemeinsame einer grossen Gebirgsgegend herauszuarbeiten. Da es bei den Karpathen ja nicht nur um Slaven (Mähren, Slovaken, Polen, Huzulen) geht, sondern auch um Ungarn und Rumänen, wäre es verlockend, hierüber mehr zu erfahren. Die behandelten Themen befassen sich mit Pflanzen und Sammelwirtschaft, Fischfang, Fallen und Schlingen, Bienenzucht, Maiskultur, Dreschen, Mahlen, Brotbacken, Siedlung, Hof, Haus und Inneneinteilung der Räume. Das Buch enthält eine grosse Zahl von guten und instruktiven Photos (Legenden nur ungarisch). Das Literaturverzeichnis verrät eine umfassende und sorgfältige Kenntnis der europäischen Sachkultur. Das ist alles, was zu sagen ist: schade, jammerschade! Wildhaber

Attila Paládi-Kovács, A keleti palócok pásztorkodása [La bergerie des Paloczes orientaux]. Debrecen, 1965. 211 S., 83 Abb. Résumé français, 203–208. (= Műveltség és hagyomány, 7).

Der neue Band der von Béla Gunda in Debrecen redigierten Zeitschrift enthält nur einen einzigen, dafür umfangreichen Beitrag über die Schäferei der in den gebirgigen Gegenden Nordungarns ansässigen Gruppe der (östlichen) Palozen. Diese Palozen wohnen nachweisbar seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts in der Gegend. Ihre Schafzucht stand im Zusammenhang mit der Dreifelderwirtschaft, weil das jeweilige Brachfeld als Weideland für die Schafe diente und damit dann auch gleichzeitig gedüngt wurde. Der Verfasser unterscheidet drei sozial und wirtschaftlich verschiedene Systeme der Schafzucht, dasjenige der Bauern, dann der Grossgrundbesitzer und endlich der Hirten. Die Wirtschaftsform der Bauern war die Grossfamilie; jede Familie besass eine eigene Schafherde, die einem Junggesellen in der Grossfamilie anvertraut war. Die Grossgrundbesitzer hielten sich bezahlte Hirten für ihre Herden. Mit dem allmählichen Zerfall der Grossfamilie bildeten sich auf der einen Seite die reichen, selbständigen Bauern heraus und auf der anderen Seite die armen Kleinbauern. Diese konnten sich nicht einen eigenen Hirt für ihre kleinen Schafbestände leisten, sondern sie mussten sich zusammentun und gemeinschaftlich einen Hirten anwerben, dem sie ihre Schafe zur Sömmerung übergeben konnten. In allen erwähnten Fällen gab es kaum nennenswerte Wanderungen zu den Weideplätzen (Alpung oder Transhumance fehlten also). Interessant ist, was der Verfasser über den Tag des ersten Weideganges zu sagen weiss. Gewöhnlich handelt es sich um den 24. April, den Georgstag. An diesem Tage werden noch magische Vorkehren beachtet, die teils der Abwehr schädlicher Dämonen und teils dem Erbitten von Gesundheit und Fruchtbarkeit der Tiere dienen; auf die Stallschwelle werden Axt, Eisenkette und Eier gelegt, und die Tiere müssen über diese Gegenstände hinweggehen; ferner wird die Türe geräuchert. Während der Sömmerungszeit ist der Schäfer mit seiner überlieferten Kenntnis alter Heilmethoden der Tierarzt.

Der Verfasser schildert dann die einzelnen Arbeitsvorgänge beim Melken und bei der Fabrikation der Schafkäse; er geht auch auf die Verwertung der Wolle und des Fleisches ein. Am Schluss finden sich noch Angaben über die Eigenständigkeit des Hirtenberufes mit den ihm zugehörigen Liedern und Tänzen und mit den typischen Holzschnitzereien. Wir erhalten hier einen sehr erfreulichen Beitrag zum Schäferwesen Europas; besonders erwähnen möchten wir auch die klare und saubere Fassung der ausreichend grossen französischen Inhaltsangabe. Wildhaber

Georges B. Kavadias, Pasteurs-nomades méditerranéens. Les Saracatsans de Grèce. Paris, Gauthier-Villars, 1965. X, 444 S., 109 Abb., 1 Karte. (Collection Sciences Humaines Appliquées).

Das vorliegende Buch ist das erste einer Serie mit dem bewusst programmatischen Titel «Sciences Humaines Appliquées»; André Leroi-Gourhan gibt ihm ein Vorwort mit, in welchem er ihm wünscht, es möchte «être à la fois un hommage au monde attachant des Saracatsans et un élément de la construction d'une image véridique de l'homme». Der Autor selbst nennt es einen Beitrag zur «Anthropologie socio-culturelle contemporaine». Es schien mir nötig, diese Vorausbemerkungen zu machen, weil damit der Standpunkt und die klare Richtlinie des Verfassers festgelegt sind; es wird daraus auch verständlich, dass das grossartige Werk der unterdessen verstorbenen Angeliki Hadjimichali über die Sarakatsanen trotz lobender Worte doch eine recht einschränkende Bewertung erfährt, weil ihr Ziel und ihre Arbeitsweise eben anders gerichtet waren. Wir wollen nun dankbar anerkennen, dass Kavadias uns eine sorgfältige soziologische Studie über eine der letzten Nomadengruppen Europas gibt. Gleich zu Beginn setzt er sich mit den bis jetzt geäusserten Thesen über die ethnische Zugehörigkeit der Sarakatsanen auseinander. Er kommt zum Schluss, dass sie weder eine ethnische Minderheit noch eine besondere Rasse bilden, sondern dass sie einen Teil der hellenischen Bevölkerung darstellen, der sich von den anderen durch die Eigenartigkeit seiner Lebenshaltung unterscheidet. Als eigentliche Nomaden leben sie ausserhalb jeglicher Dauersiedlung, den Bedürfnissen ihrer Herden angepasst den Sommer über in den Bergen und den Winter über in den Tälern. Ihr «habitat» ist also wesentlich verschieden von demjenigen der sesshaften Bevölkerung; der Autor sieht aber in der Grundhaltung ihrer Kultur gleiche Einstellungen wie sie auch in der hellenischen Kultur zum Ausdruck kommen. Daraus schliesst er, dass sie früher sesshafte Bauern waren, die auf Grund eines uns unbekannten Ereignisses im 14. Jahrhundert ihre Wohnsitze aufgaben und sich in die Berge flüchteten. Um dort leben zu können, mussten sie Viehzucht treiben; die Bodenverhältnisse zwangen sie, mit ihren Herden zu wandern; sie wurden Nomaden. So weit der Autor.

Das Hauptaugenmerk richtet sich natürlich auf die Erscheinungen einer derartigen europäischen Nomadenkultur. Im ersten Kapitel, das der Verfasser höchst poetisch «Le dialogue avec la nature» betitelt, werden wir mit ihrer materiellen Kultur bekanntgemacht. (Die Reihenfolge der behandelten Tätigkeiten und der zugehörigen Geräte ist nicht immer ganz klar: das Zettelbrett steht hier neben dem Spinnen; das Karden kommt nach dem Spinnen). Der Verfasser führt uns vor: Holzbearbeitung (Geräte und Produkte), Brotbacken, Küchenutensilien, Geräte der Milchwirtschaft, Spinn- und Webgeräte, das Färben. Dann lernen wir die Bauten kennen, bei denen es sich ja nie um dauernde Konstruktionen handelt; meist werden runde oder rechteckige Hütten aufgetellt. Wir hören, wie solche Inneneinrichtungen aussehen. In kürzeren Abschnitten werden Tracht, Nahrung, Heizung und Beleuchtung behandelt. Das zweite Kapitel schildert das soziale Gefüge, das sehr interessant ist, da es eine Familie, eine Grossfamilie oder eine «Arbeitsgruppe» vor ganz andere Aufgaben stellt, als sie sich in dörflicher Umfriedetheit ergäben. Die «ökonomische Grossfamilie» *(tséligato)* muss die Arbeitsprozesse bewältigen. Heiraten, Heiratshindernisse, Verwandtschaftsbeziehungen müssen genau geregelt sein, um den Zerfall der Gruppen zu verhüten. Gleichermassen ist das Rechtswesen streng festgelegt. Wie in den meisten Hirtenkulturen gilt auch bei den Sarakatsanen unter bestimmten Voraussetzungen die Blutrache. Ein nicht entdeckter Viehdieb wird im geheimen bewundert; es obliegt ihm aber die Pflicht – und hier findet eine eigenartige Kontamination mit christ-

lichen Vorstellungen statt – später einmal seinen Diebstahl bei einem öffentlichen Anlass zu bekennen, da ihn sonst die Strafe Gottes im Jenseits träfe. Noch einmal stossen solche Kulturwidersprüche zusammen, wenn es heisst, dass das Zerstören eines Bienenstockes als Frevel gilt, weil man damit viele «Seelen» töte und der Kirche das Wachs entgehe, das die Bienen produziert hätten. Der Titel des dritten Kapitels lautet «Devant le mystérieux, le merveilleux et le beau»; darunter sind zu verstehen die magischen Praktiken, die Riten, welche die Fruchtbarkeit und das Wohlergehen von Mensch und Tier bezwecken, die Schutzmittel, Amulette und Heilmittel. Es gehören ebenfalls zu diesem Abschnitt die Betrachtungen über das magische Denken und die religiöse Haltung, über kirchliche Feste, Totenkult und Jenseitsglauben und endlich über die Volkskunst. Weitere Perspektiven öffnen sich im Schlusskapitel: Lebenswelt und Kultur der Sarakatsanen werden in den Zusammenhang mit den Mittelmeerkulturen gestellt. Sehr übersichtlich ist eine Tabelle, welche Aufschluss gibt über die Arbeitsteilungen zwischen Mann und Frau und über das, was man von den beiden Geschlechtern an Fähigkeiten und Kenntnissen in ihrem sozialen Gefüge erwartet und voraussetzt.

Der Verfasser schliesst mit einer Feststellung, die zwar «zeitgemäss» ist, ihn aber doch etwas traurig stimmt: dass nämlich eben jetzt ein grosser Wandel in der Lebenshaltung und im Lebensideal der Sarakatsanen einsetzt; sie fangen an, sesshaft zu werden und die Kinder in die Schule zu schicken. Damit wird ihnen der Zugang zu allen Berufen offenstehen und sie werden ihre Gruppeneigenart früher oder später aufgeben. Wildhaber

Josef Matl, Die Kultur der Südslawen. (Handbuch der Kulturgeschichte, neu herausgegeben von E. Thurnher, Lieferung 101–105), Frankfurt /M. 1966. 118 S., 64 Abb.

J. Matl, Professor für Slavistik an der Universität Graz, ist im Grunde seines Wesens trotz bedeutsamer Studien zu Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft vor allem Kulturhistoriker. Vom Heimatgrunde an der Sprachgrenze in der historischen Untersteiermark und vom Studium nach dem Ersten Weltkriege her blieb er besonders der Volkskunde als Beobachter in den deutsch-slawischen Kontaktzonen wie in der Darstellung der breiten Oszillationsgürtel volkstümlicher Überlieferungen zwischen Ost und West dauernd und für eine Generation von Schülern als Anreger wirkend verbunden. Zwei umfassende Sammelwerke der (vorher allzuweit verstreuten) Studien von J. Matl spiegeln diese Haltung: I. Europa und die Slaven. Wiesbaden 1964, 357 S.; II. Südslawische Studien. (Südosteuropäische Arbeiten, 63), München 1965, 598 S. Hiezu stellt sich nun, wichtig für denVolkskundler, der sich in zunehmender Aufmerksamkeit der Probleme Südosteuropas wie der von dort her kommenden Forschung annehmen muss, «Die Kultur der Südslawen». In übersichtlicher Anordnung, klarer Diktion und doch aufgehellt durch jene für J. Matl so kennzeichnenden exkursartigen «Nebenbemerkungen», die für den Aufnahmebereiten geistvolle Perspektiven zu erschliessen vermögen, umreisst der Verfasser äussere und innere Grundbedingungen, Entwicklungslinien und Schichtausbreitungen der südslawischen Kulturen, wie sie ohne ständige Rückbezüge auf die volkskulturellen Erscheinungen gar nicht verständlich wären. Slowenen, Kroaten, Serben, Mazedonier und Bulgaren: ihre Kultur ist gekennzeichnet durch «Buntheit und Mannigfaltigkeit von originalen bzw. assimilierten Formen», von einem «disparaten Missverhältnis von ländlicher und städtischer Kultur und Zivilisation», von nie völlig abgestoppten fremdartigen Überschichtungserscheinungen bei einer seltsamen Wechselbeziehung zwischen der Funktion der Randzonen und den ethnischen Kernräumen, von dauernden Schwerpunktverlagerungen der Erneuerungszentren usw. Zumal das Beharrungsvermögen von Alterscheinungen hat die Volkskunde schon früh an diese Rand- und Brückenzone Europas geführt, in der Kontinuität und Wandel unter vielerlei Gesetzen so gut zu studieren sind. Matl hält sich in der Aufgliederung der südosteuropäischen Kulturzonen und ihrer Charakteristik an die grundlegende Zwölfzonenteilung von M. Gavazzi (Festschrift des Südost-Institutes München 1956, 5ff. und SOE-Jahrbuch 2, München 1958, 1ff.). Hier werden die geschichtlichen Abläufe der Kulturentwicklung spezifiziert: Altbalkanisches und antikes Kulturerbe, Problem der awaroslawischen Kultur, Christianisierung, Urbanisierung, Byzanz und die Slawen, Türkenherrschaft, Beharrung und Wandel in den Mutter-

schichten der Einzelvölker mit den Besonderungen der Sippengrossfamilie (zadruga), der Wahlgeschwisterschaft (pobratimstvo), patriarchale Ethik usw., ehe die Neukulturen in ihrem Werden im Zeichen des Europäismus bis hin zur modernen südosteuropäischen Dichtung aus volkhaften Bereichen skizziert werden. Dass die 64 Illustrationen vom Landschaftsbilde mit der bosnisch-serbischen Drina-Flösserei bis zu einem paintre naif vom Range eines J. Generalié reichen, wird den Kenner besonders erfreuen. Ausreichende Hinweise auf Übersichten, Spezialuntersuchungen und Bibliographien sowie ein Register erschliessen diesen in sich wohlausgewogenen Band. Leopold Kretzenbacher

Peter Schmittgen, Das Winkelhaus in der Nord-West-Eifel. Siegburg, Verlag F. Schmitt, 1960. 56 S., 10 Karten, 35 Abb., 25 Pläne (Quellen und Studien zur Volkskunde, 3).

In der nordwestlichen Eifel sind bäuerliche Vielzweckbauten vorhanden, bei denen Wohnteil, Stall und Scheune so zu einer Einheit verbunden sind, dass die Scheune bei gleicher Firstrichtung rechtwinklig abgedreht ist. Der Autor versucht nachzuweisen, dass in einem langen Prozess sich aus dem mitteldeutschen Gehöft unter besonderen klimatischen Einflüssen die für die landwirtschaftlichen Verhältnisse dieses Gebietes günstigste Form der Winkelbauweise herauskristallisierte. In zahlreichen Karten, in denen die verschiedenen geographischen, klimatischen und kulturellen Faktoren zum Ausdruck kommen, werden die Zusammenhänge offensichtlich. Es handelt sich nach einer heutigen Bestandesaufnahme um Bauten, die ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Die Konstruktion, die sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts weitgehend unverändert erhielt, zeigt das typische Verharren in altertümlichen Formen. Auch in diesem abgelegenen und wirtschaftlich benachteiligten Gebiet finden wir in neuester Zeit das Eindringen neuer Materialien, neuer Bauweisen, moderner Rationalisierungsmethoden u. dgl. Dennoch hat sich das Winkelhaus erhalten, weil es in seiner Form, unabhängig vom Baumaterial (Steinbau oder Fachwerk) sich immer noch für die hier betriebene Weidewirtschaft eignet. Hinweise auf das Brauchtum, das allerdings mit dem grösseren Raum des Rheinlandes weitgehend übereinstimmt, ein ausführlicher Bildteil und zahlreiche Pläne, die in Grundrissen und Schnitten nicht nur einen Einblick in die Raumordnung sondern auch in die Konstruktion der Bauten erlauben, bereichern das Werk. M. Gschwend

Hans Szymanski, Schiffsmodelle in niedersächsischen Kirchen. Göttingen, Verlag Otto Schwartz & Co., 1966. 55 S., 48 Abb. auf Taf. (Schriften zur niederdeutschen Volkskunde, 1).

Vermutlich war es richtiger, dass sich der Verfasser darauf beschränkte, eine wirklich solide und umfassende Zusammenstellung über das verlockende und interessante Thema der Kirchenschiffe aus einem regional beschränkten Raume zu geben. Sonst müsste man nicht nur – wie er es sich wünscht – «Schiffsmodelle deutscher Kirchen in Vergangenheit und Gegenwart» untersuchen, sondern gleich von Anfang an auf Dänemark und den nordholländisch-friesischen Raum ausweiten (vielleicht auch die Ostseeländer überhaupt einbeziehen?), denn gerade dieses Thema hat wohl kaum mit nationalen und sprachlichen Grenzen zu tun. Szymanskis Darstellung zeigt mit aller Deutlichkeit, mit wie vielen Komponenten und Überlegungen man bei der Interpretation dieser kirchlichen Schiffsmodelle rechnen muss. Weil ihm die Schiffsgeschichte primäres Anliegen ist, teilt er seine Darstellung zunächst einmal in zwei Übersichten über «älteste Schiffsmodelle» und den «Schiffsbestand Ausgang 1964». Unter den ältesten Modellen finden sich Votivschiffe; sie sind für die Heiligen Bernward und Godehard in Hildesheim bestimmt. Durch die Legenden und Mirakeldarstellungen sind solche Votivschifflein aus Wachs und aus Silber schon aus dem 12. Jahrhundert bezeugt. Solche frühen Belege sind aber selten. Seit dem 16. Jahrhundert war ein niedersächsisches Votivschiff in Altötting in Bayern; es ist heute nicht mehr vorhanden, aber durch das Mirakelbild belegt. Die heutige Bestandesaufnahme für Niedersachsen führt 31 Kirchen auf, und zwar lutheranische, reformierte und katholische; in diesen finden sich 21 hölzerne Schiffsmodelle, 12 metallene Wetterfahnen in Schiffsform und 6 weitere Gegenstände in Schiffsform. Alle diese Objekte werden nun vom Verfasser in einer Art Katalogform vorgeführt, alphabetisch nach Orten geordnet.

Bei allen diesen Modellen beschreibt er sorgfältig, wie sie aussehen, wie sie in die Kirche kamen, wer sie schenkte und bei welchem Anlass, wo sie in der Kirche stehen oder hängen. Neben Vermachungen und Geschenken (meist von Seeleuten, oft «zur Zierde der Kirche») erscheinen auch neuere Erwerbungen im Kunsthandel, von einem Pfarrer für seine Kirche gekauft. Ein Pastor einer lutherischen Kirche erklärt ausdrücklich: «Das Schiff in der Kirche ist mehr als eine Zierde, es erinnert die Gemeinde im Gottesdienst immer wieder an ihre Brüder auf See und mahnt eindringlich zur Fürbitte für die Seefahrenden». In dieser Formulierung treffen sich Pastoraltheologie und Volksreligiosität; der Volkskundler wird aber auch in weiteren Bemerkungen des Buches mannigfache Anregung finden; der Schiffskenner wird seine Freude an den schönen Abbildungen haben. Wildhaber

Tœn Marken nog 'het eiland' was [Als Marken noch 'die Insel' war]. Unter Mitarbeit von *A. J. Aanstoot*, *J. A. van Beelen* und *A. Meulenbelt-Nieuwburg* zusammengestellt von *A. J. Bernet Kempers*. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1965. 108 S., 82 Abb., 8 Pläne. Englische Zusammenfassung. (Net Nederlands Openluchtmuseum, Gebouwen en Bedrijven, 5).

Die kleinen Handbücher und Texthefte, welche das niederländische Freilichtmuseum herausgibt, zeichnen sich nicht nur durch die gefällige Aufmachung und den sorgfältigen Druck aus, sondern ebenso sehr durch den klaren Text und die hervorragenden Illustrationen. Jeder Fremde, der sich in Holland einigermassen Zeit nehmen kann, wird nicht verfehlen, Marken einen Besuch abzustatten; er kann das heute leicht tun, weil er vom Festland auf einem Damm hinüberfahren kann. Er wird dann die üblichen Fremdenattraktionen sehen und von ihnen mehr oder weniger beeindruckt sein. Wenn er aber das wirkliche Bild Markens kennen lernen möchte, wie es sich bis vor einiger Zeit noch präsentierte, möge er dieses Heft studieren. Darin wird ihm gezeigt, wie die Fischer auf der Insel allmählich ihren Erwerb verloren und sich auf Handarbeit und Berufe auf dem Festland umstellen mussten. Es werden die Häuser beschrieben, die auf künstlichen Erhöhungen oder auf Pfählen gebaut wurden. Ursprünglich handelte es sich um Einraumhäuser mit einem durch eine Klappe verschliessbaren Holzkamin. (Solche Beispiele stehen heute im Freilichtmuseum von Arnhem). Nachher gehen die Verfasser eingehend auf die Schilderung der Tracht ein; sie ist aussergewöhnlich mannigfaltig und kompliziert. Sie gehört auch zum Bild, das sich der Einheimische und der Fremde von Marken macht, und das ist sicherlich mit ein Grund, weswegen sie auch heute noch so gepflegt (und als Souvenirartikel verkauft) wird. Wildhaber

A. J. Bernet Kempers, Voornamen. Hoe komen we eraan? Wat doen we ermee? Utrecht/Antwerpen, Prisma-Boeken, 1965. 223 S.

Bernet Kempers geht es nicht darum, vorsorgenden Eltern ein Lexikon in die Hand zu geben, aus dem sie für ihren Kindersegen viele Möglichkeiten nach Lust und Gelegenheit ausschöpfen können, sondern er möchte alle volkskundlichen und soziologischen Fragen, die sich beim Thema der Vornamen ergeben, in leicht lesbarer und doch wissenschaftlich einwandfreier Kompendiumsform behandeln. In einem Abschnitt über die Wahl der Vornamen gibt er Beispiele für die Namensübernahme durch ein Familienmitglied von einem anderen (etwa: Enkel erhält Grossvaters Namen), für Heiligennamen, Namen aus der biblischen Geschichte, Namen für Romanhelden und literarische Figuren, für Modenamen, für Namen, die in besonderen Eigenschaften des Kindes begründet sind oder die ihm besondere Eigenschaften für die Zukunft herbeiwünschen sollen. Im Abschnitt über die Formen behandelt er Familiennamen als Vornamen, Namen für Knaben und Mädchen, Doppelnamen. Unter dem Titel «Bevorzugungen von bestimmten Namen» erwähnt er die Vorliebe für bestimmte Namen etwa innerhalb einer Konfession, einer Gegend oder auch nur einer Familie oder Sippe. Die folgenden Kapitel zeigen schön, wie Bernet Kempers sein Thema nicht nur formal sondern auch funktionell aufgefasst haben möchte; sie lauten: Wann wird der Name gegeben?, Wie wird der Name bekannt gemacht? und Gebrauch der Vornamen. Darunter sind etwa zu verstehen die Ergänzungen der Vornamen durch Beinamen und die Vorkehrungen, die getroffen wer-

den, wenn mehrere Personen in einer Gemeinschaft den gleichen Vornamen haben. Zur praktischen Erläuterung gibt Bernet Kempers zwei aufschlussreiche Beilagen über eine Limburger Genealogie und die statistische Vornamenhäufigkeit auf der Insel Marken. Literaturangaben und ein Register, das nicht Vornamen bietet, sondern Problemhinweise, beschliessen das nützliche Büchlein. Wildhaber

Tuuli Åkerman, Satakuntalaisen ruokatalouden muuttumisesta 1900-luvulla [Über die Veränderungen im Küchenhaushalt in der Provinz Satakunta während des 20. Jh.]. Turku, Volkskundliches Institut an der Universität, 1966. 43 S. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 23).

Die Verfasserin gibt uns einen schönen wohlfundierten und bis ins Einzelne ausgeführten Bericht über die Veränderungen des «Küchenhaushaltes» in der Neuzeit. Zugrunde liegt eine Befragung, welche das Institut für Ethnologie an der Universität Turku im Jahre 1964 in der Provinz Satakunta vorgenommen hat. Es ergeben sich auch hier die in ganz Europa üblichen Erscheinungen, welche im Anstieg des Wohlstandes und im Absinken der Zahl selbstversorgender Landhaushalte begründet sind. Brot wird kaum mehr selbst gebacken, sondern im Laden gekauft; das harte Ringbrot wird verdrängt vom weichen Brot. Der Bauer schlachtet nicht mehr selbst, sondern geht zum Metzger. Besonders interessant ist, wie der ehemals wichtigste Teil der täglichen Kost, der eingesalzene Strömling, seine Bedeutung wegen des Tiefkühlverfahrens und der Konservenindustrie völlig eingebüsst hat. Einzig bei den Festmahlzeiten macht sich die traditionelle Bindung verpflichtend spürbar, und sie erhält sich deshalb viel besser. Erfreulich ist, dass die Verfasserin auch auf die Veränderungen der Essgerätschaften und der Essgewohnheiten eingeht: heute zwei Mahlzeiten anstelle der früheren drei; Zunahme des Kaffeetrinkens; persönliches Essbesteck. Einschneidende Veränderungen brachte der Einkauf der Waren und deren Lagerung mit sich: die früheren Einkäufe und Lagerungen für ein ganzes Jahr sind ersetzt durch die Wocheneinkäufe im fahrbaren Laden-Auto. Wildhaber

Ilmar Talve, Gratulationstavlor i Åbo stads historiska museum [Die Glückwunschtafeln im Historischen Museum der Stadt Turku]. Turku, Volkskundliches Institut an der Universität, 1966. 38 S., 21 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Scripta ethnologica, 22).

Das Historische Museum in Turku birgt eine Sammlung von 100 Glückwunschtafeln, die bis anhin noch nicht bearbeitet waren. Talve erschliesst sie im vorliegenden Aufsatz. Es handelt sich um volkstümliche Bilder, hauptsächlich bei Namens- und Geburtstagen und bei Hochzeitsfeiern; zeitlich gehören sie der zweiten Hälfte des 18. und dem 19. Jahrhundert an. Beschriftung und Illustrationen sind stereotyp; sie stimmen im allgemeinen mit den gleichzeitigen Glückwünschen aus Schweden und Dänemark überein. Die Motive entstammen den damals in ganz Europa üblichen Sinnbildern der Freundschaft und Liebe. Die Tafeln sind entweder Aquarellbilder oder Scherenschnitte. Für uns sind vor allem die Scherenschnitte interessant; diese Technik war in Finland im 19. Jahrhundert nur in den Städten und deren Umgebung üblich; es scheint auch, dass die Scherenschnittkünstler ausgesprochen «bürgerlicher» Herkunft waren (dass also diese Kunst «sozial» gebunden war); in Turku lassen sich von einer Künstlerin mehrere Arbeiten nachweisen. – Wir möchten noch auf das für diesen Themenkreis nützliche Literaturverzeichnis hinweisen. Wildhaber

Tun Li-Chen, Annual Customs and Festivals in Peking as recorded in the Yen-ching Sui-Shih-chi. Translated and annotated by *Derk Bodde*. Hong Kong, Hong Kong University Press, 1965. XIX, 147 p., front., fig., pl.

Ce livre a été traduit du chinois et annoté par M. Derk Bodde, professeur de chinois à l'Université de Pennsylvanie. L'ouvrage fut écrit en 1900, avant la guerre des Boxers, et son auteur est mandchou (ce qui explique la description de toute une série de coutumes mandchoues de la Cour impériale). C'est un récit composé de douze chapitres (les douze mois de l'année), contenant 146 courtes histoires qui relatent, jour après jour, ce qui se passe à Pékin: ses fêtes (religieuses ou laïques), ses pélerinages, ses foires (agricoles ou

artisanales), ses coutumes folkloriques etc. De nombreux faits rapportés sont particuliers à la ville de Pékin, mais d'autres présentent un intérêt général et peuvent être retrouvés sur l'ensemble du territoire chinois.

L'intérêt d'un tel ouvrage réside en ce qu'il montre, d'une manière concise et claire, la vie et les coutumes chinoises vues par un Chinois. On y trouve également un grand nombre de renseignements concernant l'origine historique des fêtes et des coutumes décrites. Selon le traducteur, de nombreuses traditions dépeintes par Tun Li-Chen étaient encore observées dans la Chine d'avant la deuxième Guerre mondiale; aujourd'hui elles ont disparu, ou ont été transformées à un tel point qu'elle en sont méconnaissables.

Signalons, pour terminer, que l'on trouve en appendices le vieux calendrier lunaire chinois, les principales fêtes annuelles chinoises, les principales dynasties chinoises, un tableau de concordance entre le calendrier lunaire chinois et le calendrier occidental et enfin une bibliographie et un index. Alain Jeanneret

Nordamerikanische Volkskunde

Louis C. Jones (Hrsg.), Growing up in the Cooper Country. Boyhood recollections of the New York frontier. Syracuse, N.Y., Syracuse University Press, 1965. 198 S.

Der Vater des berühmten Lederstrumpf-Verfassers James Fenimore Cooper hiess William Cooper; er hat die Gegend für die Ansiedlung erschlossen, aus der Louis C. Jones uns zwei authentische Siedlerberichte aus der Zeit zwischen 1790–1817 vorlegt. Diese Berichte sind so erstaunlich – und aufschlussreich für das Verständnis der modernen Vereinigten Staaten – ,wenn wir uns klar bewusst sind, dass ungefähr 150 Jahre zwischen völliger Wildnis und vereinzelten Indianerkämpfen und der heutigen technischen Vervollkommnung liegen. Es handelt sich bei den beiden Schilderungen um englische Familien; es hätten ebensogut schweizerische Auswanderer sein können. Das ist es ja, was sie zu einem neuen «Volk» machte, zu «Amerikanern»: sie alle hatten mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie alle waren aufeinander angewiesen, sie alle wuchsen durch gemeinschaftliche Hilfe und Aufgaben zu etwas Neuem zusammen. Dies kann man in diesen Erinnerungen aus erster Hand mit erstaunlicher Frische und Anschaulichkeit miterleben. Es brauchte Männer, die von sich sagen konnten: "I had unbounded confidence in myself, and laughed at difficulties. My spirit was buoyant, confident, restless and impatient under restraints not self-imposed" (S. 21). Wenn wir das in seiner allgemeingültigen Aussage für die Siedler-Mentalität verstehen, dann haben wir auch den Schlüssel zum Verständnis für einen guten Teil des modernen, erfrischend natürlichen und beinahe knabenhaften Amerikanertums. Es kommt aber auch das andere Amerika zur Geltung: das Amerika des Sektierertums, der Bibelgläubigkeit; es ist das Amerika, an dem ein beträchtlicher Teil schweizerischer Auswanderer mitgeformt hat. Interessant ist die Beschreibung der verschiedenen "*bees*", der Gemeinschaftsanlässe und Nachbarhilfen: *chopping bees* und *logging bees* (beim Holzfällen), *husking bees* («Türkenhülscheten»), *raising bees* (Hausaufrichte) und *quilting bees* (etwa unseren Spinnstubeten gleich zu setzen). In beiden Berichten wird auch die Herstellung des *maple sugar* liebevoll erzählt; auch auf Grandma Moses (sie wohnte ebenfalls im nördlichen Staat New York) hat diese Szene grossen Eindruck gemacht: sie hat sie in einem köstlichen Bild wiedergegeben. Der erste Bericht schildert auch eine Begebenheit, die mithalf, um sich an die Grenze zu erinnern: anstelle der üblichen Ohrfeige sind es hier Peitschenhiebe. (Wenn Louis Jones sagt, es handle sich hier um "the old English custom of beating the bounds", müssen wir doch wohl bemerken, dass es sich um einen weitverbreiteten europäischen Brauch handelt). Wir sind dem Herausgeber zu Dank verpflichtet, dass er uns zwei so aufschlussreiche und ergötzliche Ansiedlerbiographien in einer schönen Ausgabe zugänglich gemacht hat. Wildhaber

The Old Land and the New. The journals of two Swiss families in America in the 1820's. Edited and translated by *Robert H. Billigmeier* and *Fred Altschuler Picard*. Minneapolis, University of Minnesota Press, 1965. IX, 281 S.

Vor bald 150 Jahren sind in Ebnat im Kanton St. Gallen kurz hintereinander zwei Reise- und Erfahrungsberichte von ausgewanderten Toggenburgern gedruckt worden

(1823 und 1826) unter den Titeln «Reisebeschreibung nach Nordamerika und durch die bedeutendsten Teile desselben» und «Tagebuch auf einer Reise nach Nordamerika im Jahr 1823». Das erste Buch stammt von Johannes Schweizer aus Hemberg (1785–1831); es wurde vom protestantischen Geistlichen in Hemberg, Christian Friedrich Kranich, mit einem Vorwort versehen und herausgegeben. Das andere schrieb Johann Jakob Rütlinger von Wildhaus (1790–1856). Beide Berichte sind nun in einem Buch vereinigt in einer ganz vorzüglichen Übersetzung in den Vereinigten Staaten neu herausgekommen. Die Übersetzer haben es in glänzender Weise verstanden, trotz der Flüssigkeit und ansprechenden Leichtigkeit des Stiles jenes zögernd-bedächtige Etwas zu wahren, an dem man den Schweizer erkennt und das wohl auch nur der Schweizer mit Vergnügen und leisem Lächeln über «unsere» Unbeholfenheit geniessen kann.

Beide Toggenburger erzählen von den Schicksalen auf ihrer Reise, von den Fährnissen, die sie ausgestanden haben, und von den auf sie einstürmenden Eindrücken. Sie tun dies in einer Art von längeren Episteln an ihre Bekannten in der Heimat. Es mischen sich darin gute Ratschläge für nachkommende Auswanderer, Diskussionsstoffe für Änderungen im Leben und in der Arbeit im Heimatland und populär-philosophische Betrachtungen. Trotz dieser beinahe persönlichen Briefbindungen – vielleicht auch gerade, weil der Stil so persönlich-aufrichtig ist –, werden diese «Tagebücher» zu einem Zeitdokument, zu einem Spiegel der Welt und des Lebenskreises eines ostschweizerischen Bauern und Bürgers. Ein Grund vor allem ist es, der diese Berichte so lebendig und aufschlussreich macht: alles, was den beiden Schreibern als ungewohnt und als Gegensatz zu ihrer altheimatlichen Umwelt auffällt, schildern sie in aller Genauigkeit. Damit können wir einerseits Rückschlüsse auf das damalige Alltagsleben ziehen, andrerseits erfährt der Amerikaner ebenso eine Menge von unscheinbaren Einzelheiten, die nur dem fremden Einwanderer auffielen, weil sie nicht in sein gewohntes Lebensschema passten. Das ist denn auch das Anziehende an beiden Berichten: das aufmerksame Konfrontiertwerden mit einem anderen «Alltagsleben», Schilderung von kleinen Szenen und von Leuten, die auch über die «Schaubühne» wandern. Wir können gut begreifen, dass diese Briefe ins Amerikanische übersetzt wurden: es stehen doch so viele gut gesehene und schweizerisch-politisch überlegte Bemerkungen über amerikanisches Farmerleben, über religiöse und soziale Verhältnisse, über Einwandererschicksale und amerikanische Eigenarten darin, dass sie zum Amerikabild aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts durchaus ihren Anteil beitragen können. Es ist nicht das stürmisch-unruhige Bild des westlichen Pioniertums, sondern die bäuerlich-werkende Sesshaftigkeit der Oststaaten, die wir erleben. Johannes Schweizer findet einfache Worte für sein Erleben, zu dem er nun selbst gehört: «Say what you will, America is still a child, an ill-bred child, but blessed with many fine, enviable gifts. That is why sometimes the good and sometimes the bad appears in it.» – Nachzutragen ist noch, dass an Schweizers Bericht sich ein längerer Brief seiner Frau anschliesst, in welchem sie das Neue Land von ihrem Frauenstandpunkt aus würdigt und kritisiert. – Als Vergleichsbücher, welche ungefähr die gleiche Zeit und die gleiche Gegend in Erinnerung rufen, seien genannt: Growing up in the Cooper Country. Boyhood recollections of the New York Frontier. Edited by Louis C. Jones. Syracuse University Press, 1965. – Das ganz entzückende Buch von Anne Gertrude Sneller, A vanished world. Syracuse University Press, 1964. – Grandma Moses, Meine Lebensgeschichte. Hrsg. von Otto Kallir. Frankfurt/Main, Ullstein Buch Nr. (165). – A guide in the wilderness, or the history of the first settlements in the Western Counties of New York, with useful instructions to future settlers. In a series of letters addressed by Judge Cooper, of Cooperstown, to William Sampson, Barrister, of New York. Originalausgabe Dublin, 1810. 5. Neuausgabe 1965: New York State Historical Association, Cooperstown, N.Y.

Wildhaber

Delbert Gratz, Bernese Anabaptists and their American descendants. Scottdale, Pennsylvania, Herald Press, 1953. XII, 219 S., 16 Taf. (Studies in Anabaptist and Mennonite History, 8).

Wir sind erst kürzlich auf dieses Buch aufmerksam geworden; dabei ist es ein Buch, welches kultur- und religionsgeschichtlich und volkskundlich für die Schweiz und die

Vereinigten Staaten gleichermassen ergiebig und aufschlussreich ist. Wir müssen vor allem dem Autor gratulieren, mit welch bewundernswerter Einfühlungsgabe, philologischer Akkuratesse und geographisch-historischer Sachkenntnis er den schweizerischen Hintergrund dieser bernisch-amerikanischen Wiedertäuferbewegung erforscht und dargestellt hat. Er stammt selbst aus einer dieser «Bernese Anabaptist»-Siedlungen in Amerika, so dass ihm das religiöse Leben und Erlebnis einer solchen Gemeinde völlig vertraut ist. Wahrscheinlich hat auch diese Vertrautheit allein es ihm möglich gemacht, den Zugang zu den Quellen und zu den Herzen der Familien zu finden, und auf diese Art ein in seiner Weise wohl einzigartiges Material zu erhalten. Es ist die nirgends abgebrochene, lückenlose Geschichte der Berner Wiedertäufer, ihrer Mühsalen und Schicksale, ihrer Wanderungen im Kanton Bern, im Sundgau und Elsass und im Rheinland, und ihrer Auswanderungen und Niederlassungen. Die Geschichte beginnt mit der Formung solcher Gruppen von Berner Wiedertäufern – sie nannten sich später offiziell «Altevangelische Taufgesinnten-Gemeinde» – die vermutlich mit den Waldenser-Bewegungen im Zusammenhang stehen dürften. Der Weg, der schon früh aus Bern ausgewiesenen Täufer kann verfolgt werden; er führt zunächst nach Mähren, von dort im 19. Jahrhundert nach South Dakota und Kanada, wo sie noch bis heute in christlich-kommunistischen Gemeinschaften leben. Im Kanton Bern sind es zunächst das Emmental und dann der Jura, wo Wiedertäufer sich dauernd niederlassen und Gemeinden bilden, die allerdings in den wenigsten Fällen von den Kantonsbehörden unbehelligt geduldet wurden. So suchten sie auswärts Hilfe; viele wanderten aus in die Pfalz (und von da aus gingen manche weiter nach Mähren zu den Hutterern), nach Holland, ins Elsass. Im Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten sodann die vielfachen Auswanderungen – einzeln oder in kleineren und grösseren Gruppen – nach Pennsylvanien. Von hier stiessen einige dieser Gruppen wieder weiter nach Westen vor, nach Ohio und Indiana; sie taten dies kaum als abenteuerlustige, unternehmungsdurstige Pioniere, sondern als bescheidene, zähe Siedler, die in Gruppen gutes Land suchten und kauften, um dort in aller Stille und Zurückgezogenheit ihr gottesfürchtiges und gläubiges Leben nach ihren Forderungen gestalten zu können. Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, die Geschichte aller dieser Klein-Niederlassungen, ihrer mannigfachen Verzweigungen und auch Abspaltungen und ihre gelegentlichen Wandlungen von Grundsätzen genau verfolgen zu können. Es ist wahrhaft erstaunlich, wenn man sieht, mit welcher Zähigkeit sich die tiefe Gläubigkeit dieser Menschen bewährt hat; es ist aber auch erstaunlich, was alles dieser amerikanische "melting pot" aufnimmt und im grossen und ganzen gewähren lässt. Die Grosszahl der Anabaptistensiedlungen lassen sich auf bernische Auswanderer zurückführen; Gratz führt aber auch die kleine Minderheit an, welche nicht aus dem Kanton Bern stammt. Bei den Pfälzer Siedlern ist es im allgemeinen nicht mehr möglich festzustellen, ob sie ursprünglich von Berner oder Zürcher Täufer-Auswanderer abstammten. Dann gibt es auch eigenartige Sonderfälle; so sind z. B. schweizerische Ansiedler in Wolhynien 1874 nach Amerika weiter ausgewandert. – Der Verfasser beschliesst sein ausgezeichnetes Buch mit Aufstellungen über die heutigen Berner Wiedertäufer-Kongregationen in Amerika, mit Namenlisten verschiedener Flüchtlings- und Auswanderergruppen und mit Namenregistern von Täufern, welche die Berner Behörden anlegten. Die beigegebene Bibliographie führt auch manche Schweizer Quelle an, für die wir sehr dankbar sind. Wildhaber

Lateinamerikanische Volkskunde

Seit dem internationalen Volkskundekongress in Buenos Aires im Jahre 1960 und der daraus folgenden Gründung der «Comisión Internacional Permanente de Folklore» haben sich südamerikanische Volkskundler mit grossem Elan wieder für das Fach eingesetzt und sich um Publikationen und Zeitschriften bemüht. Wir begrüssen diese Tätigkeit sehr, macht sie uns doch mit einer der eigenartigsten und interessantesten Mischkulturen in vermehrtem Masse bekannt. Es ist gut, wenn in Europa nicht nur innerhalb der iberischen Länder von dieser Kultur Kenntnis genommen wird. Es wäre auch höchst wünschenswert, wenn die Publikationstätigkeit in der «Internationalen Volkskundlichen Bibliographie» ihren angemessenen und sorgfältigen Niederschlag fände.

Raquel Barros und *Manuel Dannemann*, La ruta de la Virgen de Palo Colorado. Santiago de Chile, Universidad, Instituto de Investigaciones Musicales, Facultad de Ciencias y Artes Musicales, 1966. 55 S., mus. Noten, Abb. – In mehrfachen Reisen haben die beiden Autoren ein Marienfest erforscht, von dem sie bisher nur vom Hörensagen wussten. Sie konnten eine erstaunlich grosse Ausbeute an religiöser volkstümlicher Musik machen. Diese Musik steht zum grossen Teil in Verbindung mit der Prozession des Marienbildes «del Carmen de Palo Colorado». Die Autoren beschreiben die Prozession mit der dazugehörigen Marschmusik, die Leute, welche hieherkommen und mitmachen, die Brote, welche für diesen Anlass gebacken werden, die Tänze, welche aufgeführt werden, und die Lieder, die gesungen werden. Musiknotationen und Photos sind beigegeben.

Auf das Betreiben des äusserst tatkräftigen und weit ausschauenden Paulo de Carvalho-Neto ist eine neue Zeitschrift gegründet worden, die *Revista del Folklore Ecuatoriano*. Sie wird vom Instituto Ecuatoriano de Folklore in Quito, Ecuador (casilla 2140) herausgegeben. Die erste Nummer erschien 1965; sie umfasste 223 Seiten. Eines ihrer Hauptziele ist die Drucklegung von Feldforschungen. Gleich der erste Beitrag, der von *Paulo de Carvalho Neto* stammt, gibt einen solchen Bericht, in Zusammenarbeit mit seinem Team: «Folklore de Imbabura». In grosser Ausführlichkeit wird das Johannisfest dargestellt, wie es in zwei Orten gefeiert wird, wobei vor allem das damit verbundene Maskenwesen und das in ganz Lateinamerika so beliebte Feuerwerk interessant sind. Zugehörige Lieder und Musik sind mit Notation wiedergegeben. – *Leonardo Tejada* berichtet über den Totentag (Allerheiligen), der eine ganz zentrale Rolle spielt; vor allem herausgehoben werden die Gebäcke des Tages. – *Oswaldo Viteri* gibt Text und Melodie der Lieder eines Klageweibes am Allerseelentag. – Ein richtig bunter Marktbetrieb, mit allen Arten von Verkäufern und Strassensängern, tut sich uns auf, wenn wir den Aufsatz von *Elvia de Tejada* über dortige Märkte lesen. – *Darío Guevara* gibt uns Text und die Beschreibung eines volkstümlichen Dreikönigsspiels, und *Gustavo Alvarez M.* macht uns mit einem kleinen Christgeburtspiel bekannt: «El niño de Isinche».

Seit 1953 erscheint in Lima, Peru, die Zeitschrift *Folklore americano;* sie wird vom Comité Interamericano de Folklore (Avenida Alfonso Ugarte 650) herausgegeben. Vor uns liegt Band 13, 1965; er umfasst 260 Seiten. Wir erwähnen daraus die folgenden Aufsätze, die alle auch zur europäischen Volkskunde Beziehungen haben: *Félix Coluccio*, einer der verdientesten argentinischen Volkskundler, gibt einen schönen Überblick über einige religiöse Feste in Argentinien. – *Darío Guevara* publiziert hier wortwörtlich den gleichen Aufsatz, den er auch in der Revista del Folklore Ecuatoriano publizierte; an beiden Orten steht keine Erwähnung von einem Abdruck! – *Virginia Rodríguez Rivera* stellt die Glaubensauffassungen über den Regenbogen zusammen (El arcoiris). – *Manuel F. Zárate* macht uns mit der Volkspoesie von Panama bekannt (Panorama de la poesía folklórica panameña). – *Luis Felipe Ramón y Rivera* beschreibt die Kehrreime (los estribillos) in der gesungenen Dichtung des venezolanischen Negers. – *Renato Almeida*, dem wir so manche schöne Arbeit über Brasilien verdanken, umreisst in einer knappen Skizze «A dimensão do folclore». Wildhaber

Rechtliche Volkskunde

Hinrich Siuts, Bann und Acht und ihre Grundlagen im Totenglauben. Berlin, Walter de Gruyter, 1959. 8°. 140 S. (Schriften zur Volksforschung, 1).

Die Rechtsinstitutionen Bann und Acht sind seit einigen Jahren in Rechtsgeschichte und Volkskunde wieder lebhaft im Gespräch. Lange Zeit hatte die deutschrechtliche Forschung geglaubt, in einem vermeintlich gemeingermanischen Tatbestand der Friedlosigkeit den endgültigen Schlüssel für die verschiedenen quellenmässig nachweisbaren Formen des Ausschlusses aus der kirchlichen und sozialen Gemeinschaft gefunden zu haben. Die nähere Analyse der Quellen hat aber inzwischen gezeigt, dass schon die zeitliche Spanne zwischen den Angaben bei Tacitus, in den germanischen Volksrechten und in den skandinavischen Quellen des Hochmittelalters die undifferenzierte Annahme einer «gemein-

germanischen Friedlosigkeit» ihrer Grundlagen beraubt. Ferner hat die kanonistische Forschung zahlreiche Erscheinungsformen des Kirchenbannes schon im Judentum und in der frühen christlichen Kirche ans Licht gestellt. Für die neuere Rechtsgeschichte war angesichts der ungesicherten Herkunft von Acht und Bann im germanischen Raum vor allem das Zusammenwirken und die wechselseitige Abhängigkeit dieser mittelalterlichen Rechtseinrichtung Gegenstand vertiefter Forschung. Es ist das Verdienst des Volkskundlers Hinrich Siuts, den Blick der Wissenschaft auf die Formen und Riten bei Verhängung und Lösung von Acht und Bann gelenkt zu haben. Sein vorliegendes Buch bildet die überarbeitete Fassung einer Kieler phil. Diss. aus dem Jahre 1956.

Siuts beschreibt einleitend die Erscheinungsformen des Kirchenbannes im Judentum und im frühen Christentum (S. 1–13). Ausführlich stellt er sodann das Vorkommen der Friedlosigkeit bei den germanischen Völkerschaften dar (S. 14–79), wobei er die einschlägigen Quellen und die Literatur in erfreulich differenzierter Weise nach Zeit und Raum getrennt behandelt. Die Kritik des Verf. an der «gemeingermanischen Friedlosigkeit» wählt sich die Darstellung dieser Lehre bei Planitz (Dt. Rechtsgeschichte, 1950, S. 27) zum Ansatzpunkt. Mit Recht stellt Siuts fest, dass die Doktrin von Planitz auf einer zeitlich und geographisch undifferenzierten Zusammenschau der Quellen beruht. Es ist nicht zu leugnen, dass auch die neueren Handbücher der Rechtsgeschichte dieser nicht mehr haltbaren Lehre einer gemeingermanischen Friedlosigkeit folgen. Siuts konnte noch nicht die weiterführenden Darstellungen zu Acht und Bann durch Ekk. Kaufmann und F. Merzbacher im «Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte» (Berlin 1964ff.) kennen. Die von Siuts gezeichnete Entwicklung von Acht und Bann geht in Kürze dahin: Die den Germanen – allerdings in verschiedenen Formen – geläufige Ausstossung aus der Gemeinschaft («Friedloslegung») bei schweren Verbrechen traf in der Völkerwanderungszeit auf die entwickelten Formen des Kirchenbannes aus Judentum und christlicher Kirche. Unter den Merowingerkönigen ist bereits eine Beeinflussung der Rechtsformen der weltlichen Acht durch den kirchlichen Bann zu beobachten. Parallel lief die Ausdehnung der Acht auf geringere Vergehen, z. B. Ladungsungehorsam vor Gericht; hier entwickelte sich auch notwendig die stete Lösbarkeit der Acht.

Die eigentliche Forschung von Siuts gilt jedoch der vergleichenden Betrachtung der Formen und Riten von Bann und Acht (S. 80–139). Er sucht die gemeinsame Grundlage der bei Verhängung, Vollzug und Lösung geübten symbolischen Handlungen im Totenglauben: «Das Wesen beider Strafen bestand in der Totenstellung sowohl des Geächteten als auch des Gebannten» (S. 143). Da beide Rechtsinstitutionen den Ausschluss aus der Gemeinschaft zum Ziel haben, liegt diese Analogie in der Tat nahe. Siuts hat auch reiches Anschauungsmaterial für diese Formen und Riten zusammengetragen, u. a. Glockenläuten, Anathemsentenzen, Schliessen der Kirchentür, Auslöschen der Kerzen (beim Bann), Stabbrechen, Fackelschwingen, Hinausschwören und wieder Glockenläuten bei der Acht. Auch über die Vorgänge bei der Lösung von Bann und Acht macht sich Verf. Gedanken (S. 105ff., 138f.); er findet die Erklärung der symbolischen Rechtshandlungen im Wiedereintritt eines fiktiv Toten in die menschliche Gesellschaft. Da aber Acht wie Bann spätestens bei der Ausdehnung dieser Sanktionen auf weniger gravierende Tatbestände sozialschädlichen Verhaltens (z. B. Ladungsungehorsam) notwendigerweise sehr häufig wieder gelöst werden mussten und da dieser Vorgang schon beim ersten gemeinsamen Auftreten beider Rechtsinstitute seit dem 6. Jahrhundert auftritt, erscheint die monistische Erklärung der Verhängungs- und Lösungssymbole aus dem Totenglauben nicht befriedigend. Das «Wesen» von Riten und Symbolen lässt sich aus der Sicht der Neuzeit schwer erschliessen und führt leicht zur Überinterpretation. Die beschreibende Beobachtung dürfte hier in der Regel eher sachangemessen sein. Der Gewinn, den die Wissenschaft aus der verdienstvollen Arbeit von Siuts ziehen kann, liegt daher vor allem in der materialreichen, gründlichen und überlegten Zusammenschau der Formen und Riten bei Verhängung und Lösung von Acht und Bann. Eine historische Rückführung dieser Rechtssymbolik auf den Totenglauben wird man dagegen nur mit grosser Vorsicht vornehmen können.

Ferdinand Elsener, Tübingen

Nikolaus Grass, Reichskleinodien – Studien. Aus rechtshistorischer Sicht. Wien, Hermann Böhlaus Nachf., 1965. 81 S. (Österreich. Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 248:4).

Die Kroninsignien bilden mit den Reichsheiltümern den Kronschatz des Hl. Römischen Reiches deutscher Nation. Man unterscheidet die Aachener Gruppe mit dem Reichsevangeliar, der Stephansbursa und dem sog. Säbel Karls d. Gr., sowie die Nürnberger Kleinodien, deren wichtigstes die hl. Lanze aus der Frühzeit des deutschen Königstums ist. Grass verfolgt durch 700 Jahre, beginnend bei Albertus Magnus 1250–60, das Schrifttum über die Reichsheiltümer und gibt so nicht nur einen reichen Überblick über die Literatur, sondern auch über die einzelnen Forschungsprobleme. Er zeigt, wie die Kroninsignien in Frankreich (St-Remi, St-Denis), England (Westminster-Abtei), Flandern (St. Peter in Gent), Aragon (Franziskanerkloster in Barcelona) der Hut von Mönchen anvertraut wurden. Das war zum Teil auch für die Kleinodien des Römisch-deutschen Reiches der Fall, als deren Besitzer und Verfüger in den Jahrhunderten des vorwiegenden Erbrechtes der König galt. War Reichsministerialen die weltliche Hut anvertraut, so waren mit der geistlichen Hut, die dem Heiltumscharakter der Kleinodien Rechnung trug, Geistliche betraut. Der Verfasser weist nun, zum Teil aus von ihm neu erschlossenen Quellen (vier Urkunden von 1350–1409 werden im Anhang im Wortlaut abgedruckt) nach, dass die Mönche der Zisterze Stams im Oberinntal, die als staufisch-görz-tirolisches Hauskloster erscheint, die Hut der Reichskleinodien inne hatten, von ca. 1347–1350 in ihrem Kloster, dann unter Karl IV. in Karlstein in Böhmen. Damit wirft er neues Licht auf die Geschichte der Reichsheiltümer, aber auch die Beziehungen zwischen Zisterziensern und Reich. Die Verfolgung der weiteren Schicksale der Reichskleinodien zeigt, dass diese bis 1796 in Nürnberg verwahrt wurden, während Frankfurt Wahlort und Aachen Krönungsstätte blieben. Im 19. Jahrhundert gelangten sie nach Wien, wo die Kleinodien, abgesehen von einem kurzen Unterbruch unter dem Hitlerregime, blieben. Die Untersuchung bietet daneben im europäischen Zusammenhang gesehen und mit einer immensen Literatur- und Quellenkenntnis, zahlreiche interessante Ausblicke, so etwa auf die Bedeutung der Grablege für ein fürstliches Geschlecht in einem Kloster, wobei das Motiv des Gottesfriedens für die Verlegung eines Erbbegräbnisses in ein Kloster in den Vordergrund gerückt wird. Dazu kommt die fürstliche Totenmemorie mit einem täglichen Seelenamt (Missa ducis), das Recht der Fuhrleute, die fürstliche Leichenwagen nach Stams gelenkt hatten, auf lebenslängliche Pfründe im Hauskloster. Auch die Geschichte von Stams dokumentiert die Weltfluchtpläne regierender Herren. Das Kloster lieferte Wein zum jährlichen Herbstmahl der fürstlichen Kammer. Die Belege, die Grass für das Gastungsrecht und die Jägerlasten herbeizieht, sind auch volkskundlich interessant. So bietet diese ausgezeichnete Studie des bekannten Innsbrucker Professors neben wertvollen Forschungsergebnissen eine Fülle von Anregungen.

Louis Carlen, Brig

Siri Lavik Dikkanen, Sirma. Residence and Work Organization in a Lappish-speaking Community. Oslo, Universitetsforlaget, 1965. 47 S., 6 Fig. (Samiske Samlinger, 8).

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation in "Social Anthropology" angenommen. Sie ist das Ergebnis von Feldforschungen, die der Autor neben seiner Tätigkeit als Schullehrer durchführen konnte; sie erstreckten sich über zwei volle Jahre. Der Untertitel der Arbeit zeigt bereits an, dass dem Verfasser hauptsächlich daran gelegen war, am Beispiel der Lappengemeinde Sirma das Verhältnis zwischen Verwandtschaftsstruktur und Wohnfolge herauszuarbeiten. Einerseits ist nämlich die Verwandtschaftszurechnung der Sirma-Lappen ambilinear (der Autor sagt «bilateral»), was u. a. bedeutet, dass ein Individuum durch Rechte und Verpflichtungen nicht nur mit den eigentlichen Blutsverwandten, sondern auch mit nahen angeheirateten Verwandten verbunden ist: etwa mit den Ehefrauen naher Blutsverwandter oder mit nahen Blutsverwandten der Gattin. Auf der andern Seite zeigt die Siedlungsstruktur und die Wohnfolge Sirmas eine eindeutige patrilokale Tendenz, ohne dass jedoch Patrilokalität vorgeschrieben wäre (die patrilokale Tendenz wird auf Grund statistischer und genealogischer Untersuchungen festgestellt). Dikkanen erklärt den in dem Verhältnis zwischen Verwandtschaftsstruktur und Wohnfolgeregel enthaltenen

Widerspruch auf einleuchtende Art. Der Nachweis gelingt ihm, dass die patrilokale Wohnfolge nicht vom Ackerlandbesitz abgeleitet werden kann, sondern durch die Bedingungen kooperativer Tätigkeit, wie sie in Sirma bei der Lachsfischerei zu beobachten sind, bestimmt wird. Die sauber durchdachte Arbeit reiht sich aufs schönste in die vorzügliche, von Asbjørn Nesheim redigierte Reihe der Samiske Samlinger ein. Gerhard Baer

Volksreligion und Volksglaube

Weihnachtskrippen aus Österreich. Unter Mitarbeit [zahlreicher Fachkollegen] hrsg. von *Nikolaus Grass*. Innsbruck, Verlag Felizian Rauch, 1966. 108 Textseiten mit Abb., 88 (teilweise farbige) Abb. auf Tafeln. 24 × 22 cm.

Dass der Krippengedanke immer wieder neuen Aufschwung erlebte, ist das erfreuliche Resultat eifriger und liebevoller Arbeit der zahlreichen Krippenvereine, wie sie sich hauptsächlich in Österreich brauchtumserhaltend und brauchtumsfördernd ausgewirkt hat. Anregung zu vorliegendem schönem Buch gab denn auch jene Salzburger Ausstellung: «Krippenkunst in Österreich» von 1964. Es zeigt eindrücklich die hervorragende Stellung, die Österreich auch in der Krippenforschung einnimmt.

Den Zusammenhängen zwischen «Weihnachtsliturgie und Weihnachtskrippe» gelten die einführenden Worte von *Josef A. Jungmann*. Anhand besonders reicher Bestände schildert *Franz Coleselli* ausführlich die Entwicklungsgeschichte der «Weihnachtskrippe in Tirol», von ihren Vorbildern, den Geburt-Christi-Darstellungen in gotischen Schnitzaltären, über die figuren- und szenenreichen Jahreskrippen bis zu den modernen, nur noch auf die Geburtsdarstellung beschränkten sogenannten «Heimatkrippen». Einen ebenfalls wertvollen Beitrag: «Zur Geschichte der Weihnachtskrippen in Vorarlberg» liefert *Klaus Beitl*. Er kann doch eine gewisse Eigenständigkeit belegen gegenüber den Einflüssen aus Südwestdeutschland und neuerdings auch aus Tirol. Die Förderung des Krippenbrauches ist hier das besondere Verdienst der Franziskaner- und Kapuzinerpatres im Zusammenhang mit der Heilig-Land-Mission. – *Friederike Prodinger* bietet eine umfassende Orientierung über «Die Weihnachtskrippe in Salzburg», wo sowohl Kirchenkrippen als auch die Hauskrippen in ihrer so beliebten Kastenform noch ausserordentlich häufig im Gebrauch sind. Ausserdem konnte sich hier seit dem 20. Jahrhundert in der «Repräsentationskrippe» noch ein neuer Typ entwickeln. Ergebnisse neuester eigener Feldforschung bezüglich lebender Krippenschnitzer bringt der Beitrag von *Oskar Moser*: «Krippenkunst in Kärnten». Kleine Tragkrippen, sowie idyllisch gebastelte Kastenkrippen bleiben hier in einzelnen Tälern besonders lebendig durch ihre Bindung an den Brauch des Dreikönigssingens. *Adalbert Krause* handelt über «Eine Weihnachtshomilie des Abtes Gottfried von Admont (1138–1165) mit der ältesten Geburt-Christi-Darstellung in der steirischen Buchmalerei (Cod. Admont 58)». *Georg Kodolitsch* berichtet, unabhängig von der Grundlage Leopold Kretzenbachers, «Über steirische Weihnachtskrippen» auf Grund persönlicher Erfahrungen bei Bestandesaufnahmen und denkmalpflegerischem Bemühen, welches in diesem Raum natürlich nicht allein den Volkskunstkrippen gilt. Mit dem «Krippenland Oberösterreich», das ebenfalls vielfältige Varianten aus reicher bildschnitzerischer Begabung hervorgebracht hat, befasst sich *Otfried Kastner*. *Leopold Schmidt* schildert methodisch vorbildlich die «Weihnachtskrippen in Niederösterreich», soweit ihre Entwicklung und Eigenart in diesem Gebiet «keiner ausgesprochenen Krippenkultur» erfassbar ist. Er geht deshalb schon von den Vor- und Nebenformen der Krippe aus, den weihnachtlichen Festzeichen (Paradiesgärtchen und Nikolaustürmen), «die in manchen Landschaften mit starker Krippenkultur fast ganz übertönt oder auch übersehen worden sein mögen». Von *F. A. Thomek* stammt der Aufsatz über «Wiener Kirchenkrippen», während *H. Kaut* eingehend «Die Wiener volkstümlichen Krippen und das Wiener Krippenspiel» behandelt und dabei auch auf den Krippenmarkt und die Papierkrippe der Wiener «Mandelbogen» zu sprechen kommt. In weiteren Beiträgen gibt *Franz Kollreider* interessanten Einblick in die weniger bekannte Volkskunst der «Krippenmodel von der Gotik bis zum Biedermeier». *Adalbert Riedl* erwähnt die spärlichen, aus dem dortigen Mangel an Schnitzern erklärbaren «Weihnachtskrippen im Burgenland»; diesem Mangel

wird neuestens durch die an Lehranstalten gebastelten «Strohkrippen», von denen *Elfriede Ettl* erzählt, erfolgreich begegnet. Ausserdem stammt eine interessante reliquiengeschichtliche Studie «Der Krippenspan: bei den Reichskleinodien in Wien» aus der Feder des Herausgebers *Nikolaus Grass*. Dem sorgfältig illustrierten Werk, mit den trefflichen Federzeichnungen im Text ist der von *Friederike Prodinger* gründlich bearbeitete Katalog jener Salzburger Krippenausstellung angegliedert. Walter Tobler

Elke Stein, Hungrige speisen. Ulm/Donau, Deutsches Brotmuseum, 1966. 148 S., 64 Abb. (Schriftenreihe des Deutschen Brotmuseums, 3).

Das Deutsche Brotmuseum in Ulm hat sich zur Aufgabe gestellt, nicht nur die Geschichte und Herstellung des Brotes zu dokumentieren, sondern sich ebensosehr um die Sammlung der Belege für die Bedeutung des Brotes im sozialen und religiösen Bereich einzusetzen. Als ein Zeugnis dieser Bemühungen ist nun ein prächtiges Bildbändchen erschienen, das Elke Stein mit grossem Geschmack und mit viel Einfühlungsgabe ganz ausgezeichnet gestaltet und geschrieben hat. Es ist ein bewundernswertes Bildmaterial, das hier vor uns ausgebreitet, erläutert und in grosse, sinnvolle Zusammenhänge hineingestellt wird. Aus einer grossen Zahl von kunsthistorischen Belegen, welche die Verfasserin gesammelt hat, hat sie eine bedeutsame Auswahl getroffen. Wenn sie auch bescheiden heraushebt, dass es nicht das Anliegen ihrer Arbeit war, «vor allem ikonographische oder stilgeschichtliche Entwicklungen und Fakten zu geben», so dürfen wir doch ruhig sagen, dass in ihren Bildzeugnissen eine reiche Fundgrube für ikonographische Themata sich auftut. Daneben stossen wir immer wieder auf sozialethische Wesensmerkmale, die für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit in so mannigfachen volkskundlichen Aspekten charakteristisch sind. Durch die kluge Analyse der Bilder macht uns die Verfasserin augenfällig, in welch bedeutsamem Ausmass Bilder nicht ästhetische Werte darstellten, sondern die augenfällige, eindrückliche Sprache der Mahnung, der Warnung, des Vorbildes sprechen; Kunsthistoriker stehen ja dieser wesentlichen Funktion der Bilder oft recht fremd gegenüber. Der Hunger ist das Thema des Bändchens; Elke Stein gibt zunächst zwei kleinere Kapitel über die Geschichte des Hungers und über den Kampf gegen den Hunger. Dann geht sie über zu den Belegen und Darstellungen des «ersten Werkes der Barmherzigkeit: die Hungrigen speisen». Da werden in Text und Bild eine ganze Menge von volkskundlich wertvollen Zeugnissen geboten: Seelmessen, Spenden, Prozessionen, Krankenpflege, Hospital und Bettlerwesen. Die Caritas wird zum leuchtenden Leitmotiv, und die Tugenden stehen im Kampf mit den Lastern. Das letzte Kapitel gibt eine Übersicht über «barmherzige Heilige»; es geht um die Heiligen, deren Attribut ein Brot ist, um die Legenden mit Brotverwandlungen, um Heilige, deren Leben durch ihre Mildtätigkeit und Nächstenliebe ein Vorbild geworden ist. – Wir dürfen dem Brotmuseum und der Verfasserin zu diesem beglückenden Bändchen gratulieren. Wildhaber

Irmgard Simon, Die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten in volkskundlicher Sicht. Münster/Westfalen, Aschendorff, 1965. 228 S. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, hg. v. Bruno Schier und Martha Bringemeier).

Während über die nordamerikanischen Glaubensgemeinschaften der Amish, Shaker, Ephrata u. a. zahlreiche Publikationen bestehen, auf die Robert Wildhaber in seiner Bibliographischen Einführung in die amerikanische Volkskunde (SAVk 1964, 164ff) hingewiesen hat, lag für das deutsche Sprachgebiet bis anhin keine volkskundliche Untersuchung einer religiösen Sondergemeinschaft vor. Nun hat hier Irmgard Simon einen vielversprechenden Anfang gemacht. Die Gemeinschaft der Adventisten vom Siebenten Tag, welche aus der 1831 von William Miller in Nordamerika begründeten Endzeit-Bewegung hervorging, lebt in der Erwartung der Wiederkunft Christi, lehnt die Kindertaufe ab, feiert den Sabbat und verpflichtet ihre Angehörigen zu zahlreichen Enthaltsamkeitsgeboten (Tabak, Alkohol, Kaffee, Tee, Schweinefleisch). Die Geschichte der Bewegung, ihre Lehre sowie ihre demokratisch orientierte feste Organisation mit ihren Bildungs-, Missions- und Wohlfahrtswerken werden auf 68 Seiten vortrefflich geschildert. Es folgt die Darstellung

der religiösen Übungen (Sabatheiligung, Gebet, Hausandacht, religiöse Musikpflege) sowie der kultischen Formen: Taufe, Abendmahl, Krankenölung und Krankengebet. Die klar formulierte, geschlossene Lehre, die sorgfältige Schulung der Prediger und der Mitglieder sowie die festgefügte Organisation der Gemeinschaft lassen eine eigentliche Volksfrömmigkeit (im Sinne einer durch volkstümliche Denkformen beeinflussten Rezeption) nur in geringem Masse aufkommen. Doch lassen sich – ähnlich wie in den reformierten Kirchen (vgl. R .Weiss, Grundzüge einer protestantischen Volkskultur, SAVk 1965, 75 ff) – seitens der Gemeindemitglieder gewisse Regenerationsbestrebungen im Sinne vermehrter «Zeichenhaftigkeit» feststellen. Während bis zum Zweiten Weltkrieg auf Grund des biblischen Bildverbotes Kreuz und Bilder in den nüchternen, in Übereinstimmung mit dem Endzeit-Glauben nur als Provisorien betrachteten Versammlungsräumen fehlten, ist heute kaum mehr ein Gottesdienstraum ohne Kreuz zu finden, und es kann auch der frühere Widerstand gegen die Darstellung biblischer Motive und Szenen nicht mehr voll aufrechterhalten werden. Ferner tritt ein deutliches Verlangen nach der Darstellung symbolischer Formen zutage (Siebenzahl als Zahl Gottes, der den siebten Tag der Woche zu seiner Heiligung bestimmt hat). «Hier wird das Streben nach einer Selbstdokumentation der Gemeinschaft sichtbar, die den 'siebten Tag' als hervortretendes Merkmal ihrer Lehre ansieht» (S. 119). Die Ablehnung der Kindertaufe wird nicht von allen Gemeindemitgliedern willig hingenommen. «Es gibt Eltern, die sich beim Tode eines ungetauften Kindes die Frage stellen, ob es ein vollgültiger Adventist gewesen sei und einmal zu den Gerechten zählen werde» (S. 122). Man erwägt gegenwärtig in den Predigerkreisen, ob die Neugeborenen nicht mit Gebet und Segenswunsch des Predigers oder Ältesten in den Segenskreis der Gemeinde aufgenommen werden sollen. Ein 1935 nach anspruchsvollen künstlerischen und ästhetischen Massstäben geschaffenes Gesangbuch für die deutschen Gemeinden stiess beim Gemeinschaftsvolk auf teilweise Ablehnung, weil manche der altvertrauten Bekenntnislieder mit «schönen, bewegten Melodien» darin fehlten (was ganz an den anfänglichen Widerstand des deutschschweizerischen Kirchenvolkes gegenüber dem neuen Kirchengesangbuch der Landeskirchen erinnert).

Das Bewusstsein der eigenen Art ergibt sich für den Adventisten aus der Ablehnung der «Welt» und der «unbiblischen» Traditionen der grossen Kirchen. Die Ablehnung des «Weltlichen» ist in den einfachen Gemeindemitgliedern so fest verankert, dass man z. B. auf den Chor-Liederblättern der Gemeinschaft die genaue Herkunft von bestimmten Musikstücken (z. B. solche aus Opern) nicht zu bezeichnen wagt, denn «es ist von vornherein ausgeschlossen, dass ein Opernstück (wissentlich) zur Aufführung gelangte» (S. 151).

Der Adventist hat auf Grund seiner biblisch-strenggläubigen Sonderhaltung wenig Anlass, am Volksbrauch seiner Umgebung teilzunehmen, denn die Bibel gibt keine Anweisung zur Begehung besonderer Festtage. Immerhin besteht in Familien mit Kindern heute vermehrte Bereitschaft, sich dem Volksbrauch anzupassen, etwa durch Einführung des Christbaumes. Merkwürdigerweise haben der Muttertag und der Erntedanktag leicht Eingang gefunden, was mit der amerikanischen Herkunft der Bewegung zusammenhängen dürfte. Während in früheren Jahrzehnten den Kindern biblische Namen gegeben wurden (Jakob, Samuel, Sarah, Esther usw.), ist diese Sitte heute fast verlorengegangen. Wichtiger als diese Tendenzen zur «Verweltlichung» ist aber, was I. Simon über den Einfluss der adventistischen Überzeugung auf Beruf, Arbeit und Freizeit der Mitglieder zu sagen hat, so z. B. dass die Adventisten immer zu den Gemeinschaften der «kleinen Leute» gezählt haben und dass sie wegen der eingeschränkten Berufsmöglichkeiten (nur «sabbatfreie» Stellen, Meidung von Arbeit im Genussmittel- und Gastgewerbe, in der Vergnügungsindustrie usw.) immer noch dazu zählen. (Die teilweise Einführung der Fünftagewoche hat hier freilich eine gewisse Erleichterung gebracht.) Es fehlt der Berufsehrgeiz, nicht aber die puritanische Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue bei der (oft zweitrangigen) Arbeit. Ein interessantes Kapitel widmet die Verfasserin dem Verhältnis der Adventisten-Frauen zur Kleidung, ein Verhältnis das teilweise bestimmt wurde durch die kleiderreformerische Tätigkeit der bedeutenden Gemeinschaftsführerin Ellen Gould White (1827–1915). In der Ablehnung von Theater und Oper sind die Adventisten nahezu kompromisslos; elastischer ist heute das Verhältnis zur bildenden Kunst. Mit Bezug auf das

Kino und die andern Massenkommunikationsmittel stellt sich den Adventisten das für alle glaubensstrengen Sondergemeinschaften unumgängliche Problem der «zweiten Generation», welcher Konzessionen gemacht werden müssen.

Das Werk, dessen reicher Inhalt hier nur angedeutet werden konnte, entstand auf Grund sorgfältigen Studiums der adventistischen Literatur und taktvoll durchgeführter Beobachtung und Befragung. Wohltuend wirkt, dass Irmgard Simon, welche selbst der Gemeinschaft nicht angehört, auf eine wertende Stellungnahme ganz verzichtet hat.

A. Niederer

Hilding Pleijel, Smedmästaren K. J. Nilssons minnen från 1800-talets kyrkliga folkliv [Die Selbstbiographie des Schmiedemeisters Karl Johan Nilsson und seine Erinnerungen an das kirchliche Volksleben in Småland in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.]. Stockholm, Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Bokförlag, 1966. 132 S. Deutsche Zusammenfassung. (Samlingar och Studier till Svenska Kyrkans Historia, 38).

Pleijel ist uns bekannt durch seine vorzüglichen Arbeiten zu protestantischer Volksreligion. Diesmal gibt er die Biographie eines einfachen Schmiedemeisters heraus. Dass Kirchenmänner Schilderungen ihres Lebens und öffentlichen Wirkens hinterlassen, ist ohne weiteres verständlich; dass aber Männer des einfachen Volkes ihre Erinnerungen an das kirchliche Leben ihrer Zeit aufschreiben, findet sich nicht so häufig (immerhin kommt es mehrfach bei protestantischen Sektenmitgliedern vor). Der Schmied Nilsson (1865–1958) schrieb als Achtzigjähriger seine Erinnerungen, und zwar auf Aufforderung des Kirchengeschichtlichen Archivs in Lund hin. Er war schon früher als Korrespondent für das Nordische Museum in Stockholm und das Volkskunde-Archiv in Lund gelegentlich tätig. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, und sein Lebenskreis war begrenzt. Aber durch seinen Beruf kam er in Kontakt mit vielen Leuten. Aus der Rückschau, die ihm den unausbleiblichen Wandel zur Jetztzeit mit aller Klarheit erkennen lässt, schildert er das einheitliche alt-lutheranische Kirchenchristentum, wie es sich in Schweden im 17. Jahrhundert herausgebildet hatte. In dieser Strenggläubigkeit gab es aber, ohne ein Bewusstsein eines Bruches, alte Quellopfer und magische Riten. Diese scheinbare Widersprüchlichkeit war bezeichnend für die bäuerliche schwedische Volksreligion; Pleijel nennt sie «das Christentum des einfachen Mannes». Beispiele hiefür sind auch die strenge Sonntagsfeier in der Kirche und der anschliessende «sonntägliche Handel» vor der Kirche, bei dem die Handwerker die Bestellungen ihrer Kunden entgegennahmen und die Fertigwaren ablieferten. Ein grosses Ereignis im Kirchspiel war das alljährliche «Hausverhör», bei dem der Pfarrer reihum Junge und Alte in ihren religiösen Kenntnissen und in ihrer Fähigkeit, die Bibel zu lesen, prüfte. Darauf folgte jeweils ein grosses Festmahl. Nilsson berichtet auch von Originalen in seiner Kirchgemeinde, so von einem herumziehenden Medikamentenverkäufer und von der Hebamme, die Krankheiten mit magischen Mitteln heilte.

Wildhaber

Kàroly Gaàl, Angaben zu den abergläubischen Erzählungen aus dem südlichen Burgenland. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1965. 172 S., 7 Abb., 1 Karte.(Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 33).

Der Titel des vorliegenden burgenländischen Heftes mit seinen «abergläubischen» Erzählungen tönt sehr ähnlich wie ein Titel aus dem letzten Jahrhundert, wo man voller Sicherheit wusste, was volkstümlich «rechtgläubig» war und was des Volkes Seelenheil zuwider lief. Wir würden eigentlich lieber gänzlich verzichten auf dieses Wort «Aberglauben» in einer wissenschaftlichen Abhandlung; zum mindesten müsste es genau umrissen sein. Nun, in diesem besonderen Fall: der Wert des Buches liegt in der Materialsammlung, die ganz erstaunlich ist. Das Vorwort gibt eine Art Einleitung und Rechenschaftsbericht; doch bleiben noch manche Fragen ungeklärt, und man gewinnt kein recht befriedigendes Bild, ausser etwa von den paar besonders profiliert gezeichneten Erzählerpersönlichkeiten. Der Sammler hat vier Jahre lang im südlichen Burgenland sein Material zusammengesucht, aus einer Gegend, die durch ihre ausgeprägten Ähnlichkeiten mit der Steiermark und mit Ungarn charakterisiert ist. Im Grunde geht es ihm darum, den noch

lebenden, geglaubten (also eben, volksmässig gedacht, den nicht «abergläubischen») Vorstellungsbereich zu schildern. Es zeigt sich, dass er sich weitgehend auf Hexenwerk, Trud und Alpdruck beschränkt, und dass selbst dort, wo ursprünglich andersgeartete Wesen dahinter standen, diese nun durch hexenähnliche Gestalten ersetzt werden. Wie intensiv aber dieser Hexenglaube noch wirksam ist, zeigt sich mit aller uns wünschbaren Deutlichkeit darin, dass in den Untersuchungsorten und von den Untersuchungspersonen eine Vorstellung oder ein «persönliches» Erlebnis mit beinahe identischen Ausdrücken immer und immer wieder erzählt wird. Wir sind dem Verfasser dankbar, dass er sich nicht gescheut hat, alle diese Berichte – und mochten sie auch gleichartig tönen – in ihrer Vielzahl abzudrucken; denn sie sind ein wesentliches Beweiselement für die «Lebendigkeit» eines Glaubens. In seinem gesamten Material fand der Verfasser eigentlich nur zwei Vorstellungsbereiche, die mehr oder weniger ausschliesslich bei einer der drei ethnischen Gruppen des Burgenlandes auftreten: das mit einem ausgebildeten Zahn auf die Welt gekommene Kind findet sich bei den Magyaren und die Vila bei den Kroaten. Im übrigen stammen die 269 abgedruckten Textnummern aus allen drei Gruppen und auch aus katholischen und evangelischen Gemeinden. Erzählt wird im wesentlichen von Frauen bei Gemeinschaftsarbeiten; die Männer kennen zwar die Hexengeschichten in ihrem Dorf, aber sie erzählen sie nicht. Tun sie es trotzdem, geschieht es, um Frauen damit Angst einzujagen. Die Männer erzählen die Märchen, bei denen es um die gute Gestaltung und nicht um das Geglaubtwerden geht. – Eine kleine Frage: es ist mir nicht klar, was die paar «Wilde-Jagd-Geschichten» mit dem zu tun haben, was man herkömmlicherweise als Wilde Jagd bezeichnet. Wildhaber

Gegenwartsvolkskunde

Rudolf Braun, Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag, 1965. 368 S.

R. Braun hat 1960 sein Buch «Industrialisierung und Volksleben» herausgebracht, eine wichtige Arbeit, die bei Volkskundlern und Soziologen starke Beachtung gefunden hat. Mit um so grösserer Freude begrüsst man die langerwartete Fortsetzung, die an die Gegenwart heranführt. Braun bedient sich wiederum der volkskundlich-soziologischen Betrachtungsweise, wobei er sein Augenmerk besonders auf die «Interdependenzen sozialer, kultureller sowie politischer und wirtschaftlicher Wirkungsfaktoren» (S. 22) richtet. Ein Unternehmen, das solides Fachwissen auf so vielen Gebieten verlangt – läuft es nicht etwa auf ein oberflächliches Herumdilettieren hinaus? Solche Befürchtungen werden bald zerstreut; denn Braun weist sich als gründlicher Kenner der in Frage kommenden Quellen und der Literatur zur politischen Geschichte, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte aus, wählt und wertet sie überlegen und lässt sie mit Glück selber sprechen; den Ernst und die Verlässlichkeit seiner Darstellung unterstreicht die Tatsache, dass er «studienhalber» acht Monate als Hilfsarbeiter in einer Zürcher Oberländer Textilfabrik gearbeitet und in einem Kosthaus bei einer Weberfamilie gewohnt hat.

In der ersten Hälfte des Buches, dessen reicher Inhalt durch ein ausgezeichnetes Verzeichnis erschlossen wird, liegt das Schwergewicht auf der Beschreibung des wirtschaftlichen und sozialen Wandels. Das 1. Kapitel: «Das Maschinenwesen und die Fabrikarbeiter der Frühzeit» knüpft an den ersten Band an. Die «abhängige und zugleich wurzellose Situation der Fabrikarbeiter» jener Zeit (S. 56) wird eindrucksvoll herausgearbeitet. Kapitel 2 bringt das Gegenbild, die Entstehung eines ländlichen Fabrikherrenstandes, «ein wahrhaft faszinierendes Phänomen», wie Braun S. 108 mit Recht sagt. Deutlicher, als allgemeine Erörterungen dies könnten, sprechen die biographischen Notizen, etwa über Heinrich Kunz, den Spinnerkönig, der 1793 geboren, als Bursche im grünen Reisesäcklein das Baumwollgarn nach Wädenswil zum Verkaufe trägt und um die Mitte des 19. Jahrhunderts der grösste Spinnereiindustrielle des Kontinents ist. «Arbeits- und Lebensverhältnisse des Fabrikwesens als soziales Problem» heisst das nächste Kapitel, in dem die sozialen Reformbestrebungen (Fabrikgesetz, Spar- und Krankenkassen, Konsumgenossen-

schaften, politische Arbeiterbewngegu) und ihre Auswirkungen auf das Volksleben dargestellt werden. Im Kapitel «Fabrikgemeinde und Fabrikdorf» zeigt Braun, wie die Fabrikindustrie weitgehend die soziale Zusammensetzung einer Gemeinde bestimmen kann. Am stärksten volkskundlich orientiert sind Kapitel 4: «Volksleben und Volkskultur im Spannungsfeld des Fabrikbetriebes und der Fabrikarbeit» und 6: «Zum Wandel des geistigen und geselligen Lebens (Volksbildung und Vereinswesen)», beide besonders reich an neuen Beobachtungen und Erkenntnissen, beide, das sei betont, nur recht begreiflich im Zusammenhang mit der ganzen Studie. Die Fabrikindustrie mit ihren Trägern ist nicht nur Produktionsverband, sondern eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, sogut wie etwa das Bauerntum. Schliesslich erscheinen als integrierende Bestandteile der industriellen Gesellschaft in tiefgreifender Darstellung die Volksbildung und das Vereinswesen, dieses auch heute noch ein Hauptpfeiler der volkstümlichen Kultur.

Es ist Braun tatsächlich gelungen, die komplexe Wirklichkeit zu «bändigen», ohne ihr Gewalt anzutun. Er weiss, dass sie nie auszuschöpfen ist; die häufigen Fragen, die er «im Vorbeigehen» an sich und andere richtet, beweisen es. Es geht ihm wie seinem Lehrer Richard Weiss, dessen Andenken der Band gewidmet ist, mehr als um Zustände um den Wandel. Die gewaltige sozio-kulturelle Dynamik der Gegenwart (S. 363) wird ihm auch in Zukunft reichlich Gelegenheit geben, seine Gabe des Zusammensehens, seinen Sinn für die grossen Linien einer Entwicklung fruchtbar zu machen. Ed. Strübin

Volkserzählung und Volkstheater

Hedwig von Beit, Das Märchen. Sein Ort in der geistigen Entwicklung. Bern und München, Francke Verlag, 1965. 272 S.

In den Jahren 1952, 1956 und 1957 erschien in drei Bänden Hedwig von Beits und Marie-Louise von Franz' Riesenwerk «Symbolik des Märchens» (2. Aufl. 1960 und 1965), das auf Grund der Jungschen Psychologie und Anthropologie das Märchen zu deuten unternahm. Das neue Werk Hedwig von Beits nimmt, obwohl zahlreiche Berührungspunkte da sind, auf das frühere überhaupt nicht Bezug, es nennt es nicht einmal. C. G. Jung, dessen Koordinatensystem der ganzen Deutungsarbeit des älteren Werks zugrunde liegt, wird nicht erwähnt, die Begriffe Anima, Schatten, Grosse Mutter, welche dort eine so wichtige Rolle spielen, werden hier nicht mehr verwendet. Hedwig von Beit vollzieht offensichtlich eine Bewegung los von Jung. Explizit begründet sie das nicht, aber man spürt das Bestreben, sich auf eigene Füsse zu stellen und sich von der allzu schematischen Anwendung der Jungschen Gesichtspunkte und der Jungschen Fachsprache zu distanzieren. Dass sie das frühere Werk (dessen (Interpretationsarbeit allerdings vorwiegend M.-L. von Franz zuzuschreiben ist) vollständig totschweigt, ist dennoch ein Kuriosum.

Die neue Publikation untersucht sorgfältig, in Anlehnung an Cassirer, Lévy-Brühl und andere einerseits, an William Stern und Charlotte Bühler andererseits, die Bezüge des europäischen Volksmärchens zur Welt der Primitiven und zur Welt des Kindes. H. v. Beit sieht (wie andere schon vor ihr, aber, dank einer bewunderungswürdigen Kenntnis des europäischen Märchenschatzes, mit vielen neuen Hinweisen arbeitend) in den Märchen die Darstellung einer Ablösung vom mythisch-magischen Dasein, des Aufstiegs also zu einer höheren Bewusstseinsstufe, von der aus die Vorgänge rückblickend berichtet werden, während die Erzählungen der Naturvölker diese Distanz nicht kennen. Ihre im wesentlichen auch schon im früheren Werk enthaltene These stützt H. v. Beit mit einer Fülle von interessanten Belegen, die u. a. willkommene Beiträge zum Thema Märchen und Wirklichkeit geben (so S. 111f. für die drei Federn, S. 113f. für den Gevatter Tod, S. 141f. für den Spiegel in «Sneewittchen», S. 176f. für die Hilfe vom Grab, S. 159 und 172 für die hilfreichen Tiere usw.). Auch manche Deutungen lassen sich hören, obwohl H. v. Beit selber mit Recht vor unbeschwertem Deuten warnt: «Ob eine böse Hexe den Mond oder die Mutter 'bedeutet', ist für den primitiven Menschen gleichgültig, wesentlich ist die Bedrohung, die von dieser Erscheinung ausgeht.» Märchenmotive stammen

aus dem mythischen Denken», in welchem «der Baum auf dem Grab von Aschenputtels» Mutter nicht diese 'bedeutete', sondern mit ihr identisch war, und das verborgene Ei das Leben des Dämons enthielt» (S. 242). Im Märchen erkennt H. v. Beit verschiedene Stadien der Ablösung von der mythischen, dämonengläubigen Zeit (Dämonen fasst sie mit Usener als Objektivationen psychischer Eindrücke auf, nicht als Personifikationen von Naturkräften oder Naturvorgängen, S. 66, 205); in den Erzählungen der Naturvölker sieht sie frühere, in Sage, Legende und Schwank grundsätzlich spätere Entwicklungsstufen.

H. v. Beit ist Aussenseiterin. Die Typen- und Motivregister Aarne-Thompsons scheinen für sie nicht zu existieren, die Grimmschen Märchen zitiert sie nach der Numerierung von der Leyens statt nach der Reihenfolge in den KHM, beim Märchen vom Typus Amor und Psyche bezieht sie sich auf die Arbeit von Tegethoff, die neuere und umfangreichere von Swahn wird nicht berücksichtigt. Aber der Aussenseiter kann in seiner relativen Unbefangenheit manches richtig sehen. H. v. Beits neues, vorsichtig abwägendes Buch wird kaum so Epoche machen wie vor bald fünfzehn Jahren die kühne «Symbolik des Märchens». Aber es wirft manches erhellende Licht auf die Phänomene, es regt zum neuen Durchdenken alter Fragen an, es verdient zur Kenntnis genommen zu werden.

Max Lüthi

Ulrich Benzel, Volkserzählungen aus dem oberpfälzisch-böhmischen Grenzgebiet. Gesammelt und aufgezeichnet. Münster/Westfalen, Aschendorff, 1965. 194 S. (Märchen aus deutschen Landschaften, Unveröffentlichte Quellen, 6).

In einer schönen Einführung macht uns Benzel bekannt mit der Landschaft und den Erzählern. Die 218 wiedergegebenen Nummern – zu einem grossen Teil sind sie im Dialekt erzählt – sind übersichtlich geordnet. Grosses Gewicht liegt auf den Schwänken und Schnurren; sie gehören auch heute noch zur lebendigen Erzähltradition. Hexengeschichten und «Glaubenssagen» werden gelegentlich noch geglaubt (wie ja andernwärts auch). Die einzelnen Gruppen bringen Sagen über die Wilde Jagd, die Hehmänner, die feurigen Männer und Irrlichter, die Drachen, den Bilmertschneider mit Sicheln an den Füssen (dabei stehen auch zwei Sagen über die Lucia und den Nikolaus), den Teufel, die Toten (hier finden sich als Motive: Nachricht aus dem Jenseits, die verstorbene Wöchnerin, Lenore), die Trud, die Hexen (in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um Melkzauber). Eine grössere, nicht sehr glücklich zusammengestellte Gruppe fügt Legenden, Legendenartiges (z. B. Hostienfrevel) und Ursprungssagen zusammen. Die Märchen gliedern sich in Tiermärchen, Zauber- und Schwankmärchen und Lügenmärchen. Die Hauptpersonen bei den Schwänken sind Teufel, Geistlicher, Ehepaare, Bauer und Knecht. Auch Geschichten vom Eulenspiegel finden sich. Die Hirschauer übernehmen hier die Rolle der Schildbürger. Am Schluss stehen noch ein paar «Verlegenheitsgrüpplein». Der wissenschaftliche Anhang bietet ein Typenverzeichnis, Anmerkungen mit Erklärungen und weiteren Verweisen und eine kurze Literaturliste.

Wildhaber

Griechische Volksmärchen. Gesammelt und herausgegeben von *Georgios A. Megas*. Düsseldorf und Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1965. 331 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Wie unglaublich reich die Märchentradition heute noch in Griechenland ist, zeigt sich wohl deutlich, wenn man liest, dass Megas durch seine Studenten in den Jahren 1957–1963 ungefähr 4000 Nummern zusammengebracht hat. Die Gesamtzahl der bisher gesammelten griechischen Märchenvarianten beträgt ungefähr 17000; von diesen sind rund 3000 publiziert worden. Seitdem J. G. v. Hahn 1864 seine «Griechischen und albanesischen Märchen» veröffentlicht hatte, sind das Interesse und die Freude an diesen Märchen immer grösser geworden, und es ist ein reiner Genuss, einen jeweils erschienenen neuen Band durchzulesen. Vor allem gehören die beiden schönen Bände von R. M. Dawkins (Modern Greek Folktales; More Greek Folktales), die «Neugriechischen Volkslegenden und Legendenmärchen» der Marianne Klaar und das Bändchen «Aus mazedonischen Bauernstuben» von Miliopoulos und Vonderlage hiezu. In der Von der Leyenschen Sammlung

der «Märchen der Weltliteratur» hat Paul Kretschmer vor ungefähr 40 Jahren bereits einen Band «Neugriechische Märchen» herausgegeben. Wir dürfen Megas allen Dank wissen, dass er uns nun mit einer neuen Sammlung beschenkt. Diese griechischen Märchen sind phantasievoll und geradezu spannend; sie sind frisch und temperamentvoll erzählt. Auch wo wir auf ein altbekanntes Märchen stossen, ist es aus der leicht grossmütterlich-rührenden Umwelt herausgenommen; das Eigenartige geschieht, dass es zu unserer Welt gehört durch seine unerhörte Lebendigkeit, auch durch die gelegentlich durchschimmernde leichte Ironie, die ihm aber beileibe den Reiz und den Zauber nicht nimmt, sondern es nur noch reizvoller gestaltet. Wenn immer wieder die ungewöhnliche Gabe der Griechen für das Erzählen herausgehoben wird, so können wir dieser Aussage nur lebhaft zustimmen. 74 Nummern legt uns Megas vor; er teilt sie ein in Fabeln, Zaubermärchen und Schwänke. Zu jeder Nummer werden im Anhang die genauen Herkunftsangaben, weitere Parallelen und die zugehörige Literatur in sorgfältiger Weise aufgeführt. Dazu kommen eine gute Literaturübersicht und ein knappes Nachwort, in dem alles Wesentliche über die grossen Sammlungen und Ausgaben und vor allem über die in den Märchen zum Ausdruck gelangende Glaubenswelt gesagt wird. Die Übersetzerin (Inez Diller) fügt einige erläuternde Worte zur Art und Weise ihrer Technik bei; wir können dazu nur noch sagen, dass ihre Märchen sich ausserordentlich leicht und fliessend lesen. Und nicht zuletzt möchten wir auch Megas zu dieser schönen Ausgabe beglückwünschen. Wildhaber

Katharine M. Briggs; Ruth L. Tongue, Folktales of England. Chicago, The University of Chicago Press, 1965. XXXIV, 174 S. (Folktales of the World).

In Dorsons Einleitung spürt man auf jeder Seite, dass er hier über ein Gebiet schreibt, in welchem er sich zuhause fühlt wie vermutlich kaum jemand sonst. In überzeugender Weise stellt er dar, wie in England am Anfang der volkskundlichen Studien die Ballade und «Sitte und Brauch» standen. Märchen gibt es auffällig wenige in England; beweisbare Gründe kann man für diese Tatsache nicht anführen. Dafür gibt es schon sehr frühe und auch heute noch wissenschaftlich recht beachtliche Sagensammler: Keightley, Hartland, Jacobs, Mrs. Bray, Robert Hunt und Addy. In unserer Zeit darf ihnen Katharine Briggs mit Fug und Recht an die Seite gestellt werden. – Zu einer Bemerkung in Dorsons Einleitung möchten wir ein kleines Fragezeichen setzen: ob man den Wechsel im Rhythmus der Drescherverse ausschliesslich mit der Bezeichnung "Tales of Masters and Men" begründen könne und sie damit mit den Sklavenliedern in den Staaten vergleichen dürfe, scheint mir doch zweifelhaft: in westeuropäischen Ländern dürfte es sich vielmehr um reine, herausfordernde Spottverse handeln (wie es kürzlich Ingeborg Weber in ihrem Buch «Erntebrauch...» auch nachgewiesen hat).

K. Briggs und R. Tongue bringen 92 Geschichten; nur sechs von ihnen gehören zu den Märchen (Wonder Tales); der Rest sind Sagen, Legenden, Schwänke, moderne Witze (sie waren bei uns eine Zeit lang unter dem Namen «surrealistische» Witze bekannt). Vor jeder einzelnen Erzählung finden sich – wie wir es in Dorsons Reihe ja gewohnt sind – alle wissenschaftlichen Angaben über Aufzeichnung, Verbreitung, Parallelen, Motive und Typen. Zu den "wonder tales" sagt Katharine Briggs in ihrer sympathischen Einleitung, dass sie heute in England selten und nur fragmentarisch erhalten seien, dass sie einmal aber zahlreicher gewesen sein dürften. Prinzipiell ist die Frage aufzuwerfen, ob man die Heiligenlegenden derart als eine Untergruppe der Sagen einreihen dürfe, wie es K. Briggs tut: Aufbau, Stil, Erzählumstände und Funktion sind doch wesentlich verschieden von den Sagen. Von den Sagen erklärt K. Briggs selbst, dass sie heute noch geglaubt und erzählt werden (wobei das «Glauben» mit der Realität und nicht mit dem «Mirakel», dem «Numinosen» zu tun hat)., – Der Hauptteil der wiedergegebenen Erzählungen ist von den beiden Herausgeberinnen neu gesammelt worden. Einzig bei den beiden Geschichten über Fenmen (Nr. 38 und 39) habe ich stark den Eindruck, dass sie literarisch sind, vielleicht aus Büchern als «Sage» nacherzählt (so wie bei uns die «Sagen» aus der alten Schweizergeschichte). – Die Legende vom hl.Schmied Eligius (Nr. 36) findet sich massenhaft (auch in Bildern und Skulpturen) in Westeuropa; hiezu wäre schon seine Vita beizuziehen (Audoeni, Vita sancti Eligii). Wildhaber

Dov Noy, Contes populaires racontés par des Juifs du Maroc. Publiés et annotés. Jérusalem, Organisation Sioniste Mondiale, Département d'Organisation, Section des Recherches, 1965. 277 p. (Dispersion et Unité, 6).

Dov Noy, der mit unermüdlichem Eifer die Sammelsituation des neuen Israel ausnützt, legt uns hier eine besonders wertvolle und interessante Sammlung von 71 Märchen und Erzählungen vor, wie sie eingewanderte marokkanische Juden erzählten. Im Laufe von sieben Jahren sind sie von 13 seiner Mitarbeiter aufgeschrieben worden. Im Anhang gibt Noy ausführliche biographische Notizen über Erzähler und Sammler; das ist sicherlich in einem solchen Fall, wo es sich um Einwanderer der verschiedensten Gebiete und Schichten handelt, besonders wichtig, um die Erzählungen nicht nur um des Stoffes und Motives willen würdigen zu können, sondern sie auch nach Geschichte und soziologischen Faktoren zu werten. Aber der Herausgeber geht noch weiter; er bietet uns sein Material in einer wissenschaftlich tadellosen Präsentation. Vor allem dürfte der Märchenforscher dankbar sein für die sorgfältige Bibliographie über ein Gebiet, das nur mühsam zu erchliessen ist. Dass ein Typen- und Motivregister beigegeben ist, gehört heute schon zu den Selbstverständlichkeiten einer wissenschaftlichen Ausgabe. Das Buch wird noch bereichert durch einen ausführlichen Anhang von Haim Zeev Hirschberg über «Les trois cycles dans l'histoire des Juifs d'Afrique du Nord»: Antike (Römer und Byzanz), Eroberung durch die Araber, Neuzeit. Es ist klar, dass in verschiedenen Erzählungen Elemente aus diesen Kulturperioden durchschimmern. Vor allem ist auffällig, wie die Auseinandersetzung zwischen Judentum und dem nicht-jüdischen Milieu einen ganz wesentlichen Teil der Geschichten ausmachen. Der Jude kann sich in der stärkeren mohammedanischen Welt nur durch seine Gläubigkeit, seine Integrität und seine geistige Überlegenheit behaupten. Damit rücken viele Erzählungen in die Sphäre religiöser Auseinandersetzungen; sie werden aber auch zu einem Spiegel besten jüdischen Glaubens. Für die Volksfrömmigkeit aufschlussreich sind die Erwähnungen von Wallfahrten an die Gräber von Rabbinern. Auch das Shylock-Thema kommt vor (Nr. 7). Wildhaber

Mitos y leyendas en Las Villas. Selección de textos y ordenamiento por *Samuel Feijóo*. (Folklore cubano). Las Villas, Universidad Central, 1965. 252 S.

Wir möchten den Interessenten auf diese Zusammenstellung kubanischer Mythen und Sagen aufmerksam machen, die Feijóo aus einer Reihe von Büchern und mit der Hilfe mehrerer Mitarbeiter publiziert hat. Die Anordnung geschieht nach geographischen Gesichtspunkten. Für jede Gegend wird als Quelle ein Buch, oder auch mehrere Bücher, erwähnt; genauere Angaben erfolgen nicht mehr. Es finden sich auch keine weiteren Erläuterungen, kein wissenschaftlicher Apparat und keine Typen- und Motiv-Verzeichnisse. Die Quellen scheinen von unterschiedlichem Werte zu sein (was auf Grund des wiedergegebenen Materials zwar nicht sicher genug entschieden werden kann); die Texte aus Büchern machen eher den Eindruck von novellistischer Ausgestaltung, während die beiden letzten Kapitel genaue Wiedergaben von Sagen und Erzählungen zu sein scheinen, auf jeden Fall enthalten sie gutes Vergleichsmaterial, das man allerdings selbst aufschlüsseln muss. Man möchte sich doch auch bei populären Ausgaben einen kleinen wissenschaftlichen Anhang wünschen. Wildhaber

Wolfram Eberhard, Folktales of China. Chicago, The University of Chicago Press, 1965. XLII, 267 S. (Folktales of the World).

Dieser Band der von Dorson herausgegebenen Serie "Folktales of the World" ist ausgezeichnet geraten: die Erzählungen sind hochinteressant und prächtig wiedergegeben; Eberhard dürfte heute unbestritten der beste westliche Kenner der alten und neuen chinesischen Kultur sein; *Richard M. Dorson* gibt eine überlegene Einführung in die Probleme der chinesischen Volksforschung vor und nach dem Kommunismus. Seine langjährige Beschäftigung mit asiatischen Kulturen und seine gründliche Kenntnis der englischen Literatur ermöglichen es ihm, in völlig objektiver Weise – und in stilistisch vorzüglicher Form – die historische Entwicklung zu schildern und die Hauptwerke der Forschung herauszustellen. Die Leistung Eberhards, insbesondere sein bedeutsames Buch "Types of

Chinese Folktales", werden von ihm in schönen Worten hervorgehoben. Eberhard, der heute an der University of California als Sinologe und Soziologieprofessor tätig ist, hat früher schon chinesische Märchen in deutscher und englischer Sprache publiziert; die vorliegenden Texte sind zum grossen Teil einer solchen früheren Ausgabe entnommen. Es sind im ganzen 79 Nummern, die hier zusammengestellt sind. Der Anhang gibt zu jeder einzelnen Nummer die Motiv- oder Typennummer, einige allgemeine Bemerkungen und Angaben über Herkunft und weitere Drucke. Besonders wichtig wird in diesem Band die Bibliographie sein, da sie den Zugang zu Werken ermöglicht, die nur dem Sinologen bekannt sein dürften. Der Schluss des Bandes bringt die üblichen Indices für Motiv- und Typennummern und für die Sachwörter.

Eberhards Vorwort scheint mir aus einem besonderen Grunde noch einer Erwähnung wert. Er geht auf die neuen, politisch-kommunistischen Buchausgaben ein, die vom Staat betont gefördert werden, und er sagt dazu mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit, dass auch diese Ausgaben – trotz aller unbestreitbaren Verdienste – im Grunde politisch-tendenziös sind und deshalb nicht ein wissenschaftlich objektives Bild geben können. Ich habe diesen Punkt bewusst herausgehoben, weil wir ja in Europa gelegentlich ähnlich gelagerte Fälle haben. Ich denke hier, beispielsweise, an zwei Bücher aus Oststaaten, die wissenschaftlich hochqualifiziert sind, aber durch politische Tendenzen ein einseitiges Bild ergeben. Zugegeben, dieses Bild ist völlig objektiv dargestellt, aber es müsste als ein Aspekt bezeichnet sein, neben dem noch andere Aspekte möglich sind, die ebenfalls völlig objektiv sein können. Um ein ganzes Bild zu geben, müsste man – ebenfalls nur beispielsweise – in aller Objektivität die gegen das Regime und die Machthaber in der Flüsterpropaganda zirkulierenden Witze sammeln und veröffentlichen (viele würden sich als auf den Spezialfall umgewandelte Wanderwitze erweisen). Aber wer tut das? Ich meine nur: entweder treiben wir Wissenschaft oder wir treiben Politik. Wir haben jedes Recht, Politik zu treiben, sofern wir das Kind mit dem in der Umgangssprache gültigen Namen nennen. – Die ruhige Art, in der Eberhard derartigen Fragen nicht aus dem Weg geht, finde ich wohltuend und erfrischend. Wildhaber

Le Théâtre populaire européen, édité par *Leopold Schmidt*, en collaboration avec *Gianfranco D'Aronco*, *Georgios Megas*, *Hans Moser*, *Georges-Henri Rivière*, *Ahmed Tecer* et *Hans Trümpy*. Paris, Editions G.-P. Maisonneuve et Larose, 1965. 506 S., 1 Karte, 20 Taf.

Anthologien von Volksdichtung verschiedener Nationen bleiben immer problematisch in ihrem meist nur subjektiv messbaren Erfolg in der Auswahl, Wesenkennzeichnendes, «Typisches» für eben dieses Volk oder jenen Kulturumkreis, gefasst in einer bestimmten Zeitstellung auszusagen. Das galt und gilt für die Kleinformen wie Fabel und Schwank, Rätsel, Redensart, Sprichwort, Volkslied und Sage, vielleicht auch für Legende und Märchen. Und es wird noch erheblich schwieriger, wenn in der Auswahlmöglichkeit auch noch auf rein Quantitatives Rücksicht zu nehmen ist wie in solch einem Bande, da aus der Fülle von Zeugnissen zum Volkstheater in Europa auch nur Teilstücke übernommen werden können, die als Fragmente neben «vollständigen» wie den Kleindialogen, Brauchtumsspielen eines solchen Typus im engeren Sinne usw. stehen müssen. Dieser undankbaren Aufgabe hat sich Leopold Schmidt, Wien, ein hervorragender Kenner vor allem des deutschsprachigen Volksschauspiels (vgl. sein Handbuch: Das deutsche Volksschauspiel, Berlin 1962), in Zusammenarbeit mit einer Reihe von Gelehrten verschiedener Nationalität unterwunden, da die Commission folklorique des Europa-Rates nicht nur Sagen und Balladen, sondern eben auch das Volksschauspiel, im weitern noch Märchen und Schwänke usw. als möglichst buntes florilegium in den jeweiligen Nationalsprachen, dazu aber eben allgemein ins Französische bzw. ins Englische übersetzt (die beiden Sprachen sind allein in Strassburg offizielle Europa-Sprachen!) herauszubringen gedenkt. Man stellt sich dort vor, dass die volkskundliche Wissenschaft beauftragt werden könne, in solchen Anthologien aus der als scheinbar erachteten Vielfalt in den Erscheinungsformen des kulturellen Lebens der einzelnen Völker die letztlich auch politisch verpflichtende Idee einer Art Zusammenschlusses im Sinne der Vereinigten Staaten von Europa einem breiten, des Französischen oder des Englischen kundigen Leserkreise erkennbar zu machen.

Solch ein Gedanke ist gewiss begrüssenswert, soweit nicht wissenschaftsfremde Funktionstendenzen a priori gesetzt werden. Die vorliegende Durchführung als Redaktion des stattlichen, gut ausgestalteten Bandes hat unendlich viel Mühe erfordert. L. Schmidt hat sie mit seinem Assistenten Klaus Beitl als Koordinator der französischen Übersetzungen geleistet. Dabei war der Herausgeber so vorgegangen, dass er trotz aller Schwierigkeiten der Begriffsabgrenzung für Volksschauspiel, Théâtre populaire, Laienbühne, mysteryplay, moralité u. ä. die dreissig Auswahltexte in drei grosse Gruppen gliederte: I. Spiele aus dem Funktionsbereich des Jahrlaufbrauchtums verschiedenster Prägung: das Sommer-Winter-Streitgespräch, die Altweibermühle, das Berner Tellen-Spiel (in der Umzugsform der Reiftänzer nach A. Streit, Geschichte des bernischen Bühnenwesens II, 1874, 28f.; mit einem Bilde des Tellenschusses aus dem Schweizerischen Dorfkalender auf das Jahr 1873); die Monate, die Moresca im korischen Stil, ein deutsches Schwertfechterspiel aus dem Harz, dann wieder ein Schweizer Beispiel: La Dertgira Nauscha aus dem rätoromanischen Carnevalsbrauchtum Graubündens (nach C. Decurtins, Rätorom. Chrestomathie I, 1896, 438f.); ein englisches "mummers play" und ein türkisches «jeu du vieil homme», bei dem man aber wie später bei einem Karagöz-Texte auf die Originalsprache verzichtete. Ähnlich verfährt man bei einem griechischen Gegenstück. Die Gruppe II umfasst die Mysterienspiele aus christlicher Tradition im weitesten Sinne: Stubenspiele des Paradeis-Themas, der Christgeburt (normann. und portugiesischer Text), ein schwedisches Sternsinger-Umzugsspiel; ein wallonisches Christi-Leiden-Spiel als Teilstück, Textproben aus dem Rheinischen Osterspiel und zur Vertretung des Bewegungsdramentypus das Prozessionsspiel von Ath in Belgien, zu dem aus der Welt der Puppenspiele ein Szenenauszug aus Liège tritt, ehe dieser umfassende Abschnitt mit einem burgenländischen Sebastiansspiel und dem Jeu de Saint Evermaire von Rutten/Russon in Belgien abgeschlossen wird. Die III. Gruppe bringt Spieltexte, die ihre thematischen Verbindungen zur Erzähltradition von Volksbuch, Legende, Heldensage und Schwank hervorkehren: eine «Griseldis» aus dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien, Dr. Fausts Höllenfahrt nach einem niederländischen Faustspiel des 17. Jahrhunderts, eine kalabrische Farsa di Pasqua, ein sizilianisches Spiel von Roland und Angelica und je einen neugriechischen wie türkischen Karagöz-Text, aus der Gattung also, die am wenigsten mit europäischem Volkstheater zu tun hat, sondern eindeutig nach Anatolien weist.

Und doch bleibt diese Mühe der Auswahl, Übersetzung, Bebilderung usw., die einen Zustand des Volkstheaters in Europa vorwiegend jener historischen Zeit unseres Kontinentes erfasst, als es zwar noch keine profilierten Vereinigungsbestrebungen gab, die historisch gewordenen Ansätze dazu etwa im Vierzehnvölkerstaat der Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie nach 1918 zugrunde ging, letztlich unbefriedigend, da man den Herausgebern trotz ihrer (dem Vernehmen nach sehr deutlich vorgetragenen) Einwände gegen Einseitigkeit und entgegen der festen Zusicherung bei der ersten Planung dieses Reihenwerkes zu Strassburg 1958, dass selbstverständlich gerade auch das Kulturerbe der sogenannten «kleineren» Völker berücksichtigt werden müsste (vgl. Österr. Zs. für Volkskunde 12 [1958] 269f.) hier eine von vornherein falsche Kulturbildkonzeption aufgezwungen wurde. Nur das, was an Territorien heute im Europa-Rat vertreten ist, durfte hier auch in seiner kulturellen Leistung für das Volkstheater aufscheinen. Das aber ist eine geschichtsbildverfälschende Zumutung, ein Nonsens, das den wahren Kulturverhältnissen keineswegs entsprechen kann. Man mag über die Notwendigkeit der Schritte zu einer Vereinigung der europäischen Völker durchaus verschiedener Meinung sein, sie dankbar anerkennen oder aber als derzeit noch unzulänglich und unpsychologisch fortschreitend ablehnen. Soviel steht jedenfalls fest, dass NATO plus EWG plus EFTA, auf die sich die Textauswahl der doch völlig unpolitischen Texte zum Volksschauspiel als Herkunftsländer beschränken musste, noch nicht «Europa» ist, es auch nicht sein kann, wenn eine – und dies wiederum völlig unpolitisch gesprochen – so grosse und gerade im Bereich der volkskulturellen Überlieferungen so ungemein reiche Völkerfamilie wie die der Slaven in ihrer Gesamtheit zusamt den ihnen benachbarten Madjaren, Rumänen usw. sozusagen als kulturgeschichtlich in «Europa» nicht existent einfach ausgeschlossen wird; als bestünde ihre Theaterkultur nicht, weil ihre gegenwär-

tigen Regierungen sich nicht zur Strassburger Konzeption bekennen. So legt der Unterzeichnete, dem es Beruf und Freude bedeutet, vergleichende europäische Volkskunde ohne diktierte Einengung zu lehren, das so wertvolle und prächtig ausgestattete Buch mit tiefer Enttäuschung aus der Hand. Es klingt paradox: aber hier sollten wir doch nach rückwärts auf J. G. Herder schauen und seiner erheblich moderneren Schau auf die Volksdichtung Europas gedenken, wenn wir in Liebe vorwärts sehen wollen.

Leopold Kretzenbacher, München

Volkslied, Volksmusik und Volkstanz

Deutsche Volkslieder. Texte und Melodien. Herausgegeben von *Lutz Röhrich* und *Rolf Wilhelm Brednich*. Band I: Erzählende Lieder. Balladen–Schwänke–Legenden. Düsseldorf, Pädagogischer Verlag Schwann, 1965. 356 S., Melodien.

Röhrich legt hier, unterstützt von seinem Schüler Brednich, den ersten Teil einer auf zwei Bände berechneten, handlichen Volksliedausgabe vor, die nach den Absichten der Herausgeber vor allem pädagogischen Zwecken dienen soll. Als bewährte Erzählforscher, deren Hauptinteresse der Volkserzählung gilt, haben sie dem Gebiet der erzählenden Lieder einen breiten Raum gewidmet, während sich im 2. Band «Liebeslieder, Stände- und Berufslieder, Brauchtumslieder, Scherz- und Spottlieder, Tanzlieder, Tagelieder, Kiltlieder, Rätsellieder und geistliche Lieder» mit verhältnismässig wenig Platz werden bescheiden müssen. Diese Gewichtsverlagerung können die Hgg. allerdings mit einem Programm der neueren internationalen Volksliedforschung begründen, «die – analog zu den Typenverzeichnissen des Märchens und der Sage – sich derzeit um eine Katalogisierung der Lieder mit Handlungsinhalten bemüht». Die insgesamt 65 Typennummern des vorliegenden Bandes verteilen sich danach auf nicht weniger als 13 verschiedene Stoffgebiete. Für sämtliche 65 Typen wurde zumindest eine mit Melodien gewählt, für deren sorgfältige Wiedergabe Wolfgang Suppan garantiert. Überhaupt ist die philologische Genauigkeit, mit der die Hgg. vorgegangen sind, jedes Lobes wert: Brednich konnte aus dem reichen, auch dem bisher noch unveröffentlichten Bestand des Freiburger Volksliedarchivs schöpfen, und die gründlichen Anmerkungen zu jedem Liedtyp dürften fehlerlos den neuesten Stand der Volksliedliteratur wiedergeben.

Aber wird man nun in Zukunft nach Röhrich zitieren statt nach Erk-Böhme? Wohl kaum, und man hätte sich fast gewünscht, dass – wenn schon eine neue philologische Volksliedausgabe ohne moderne funktionelle Gesichtspunkte, dann doch gleich einen revidierten Erk-Böhme, der einem die mühsame Belegsuche erspart, bis mit der grossen Freiburger Volksliedausgabe dereinst der gesamte Bestand aufgearbeitet ist. Aber derartiges schwebte den beiden Hgg. zweifellos nicht vor, zumal R. auf S. 10 das pädagogische Prinzip seiner Ausgabe betont. In erster Linie sollte «ein nützliches Buch für die Hand des Studenten» entstehen, «ein Textbuch für Seminare und Vorlesungen», und demzufolge wurden die Belege in der Richtung ausgewählt, «dass es etwas zu vergleichen gibt: Frühbelege und Spätbelege, Varianten verschiedener Landschaften, Sprachinselfassungen und binnendeutsche Stücke, mundartliche und hochsprachliche, literarische und volkstümliche Fassungen, strophische Lieder und halb oder ganz in Prosa aufgelöste Formen.» Das sind nützliche Prinzipien, die jedem Pädagogen diese neue Volksliedausgabe wertvoll machen werden; nur hätte man vielleicht zu solchem Ziel die Zahl der Belege zugunsten eines breiten Kommentars tunlichst einschränken sollen.

Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg/Lahn

Wolfgang Steinitz, Arbeiterlied und Volkslied. Berlin, Akademie-Verlag, 1965. 19 S. (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst, Jg. 1965, Heft 8).

Steinitz zeigt eingangs die Entwicklung der Arbeiterliedforschung auf, die seit den dreissiger Jahren vor allem in der Sowjetunion und in den europäischen Oststaaten vorangetrieben wird. Die Problematik, ob Volkslied und Arbeiterlied sich überschneiden, wann

man von Arbeitervolkslied sprechen kann, führte schliesslich zu einer Spaltung in drei Lager: (1) «Die tschechischen und deutschen Folkloristen... sind unabhängig voneinander und gleichzeitig (1958)... zu dem Schluss gelangt, dass man zwei verschiedene Arten von Arbeiterliedern unterscheiden muss: Arbeiterlieder folkloristischen Typs, die ohne Zweifel zum Volkslied gehören (Arbeitervolkslieder), und Arbeiterlieder nichtfolkloristischen Typs, wozu insbesondere die Arbeiterlieder ('Internationale' usw.) gehören..., die nicht zum Volkslied zu rechnen sind» (S. 4). Dagegen polemisieren (2) jene Forscher-Sammler-Pfleger, die das gesamte Arbeiterlied zur Folklore rechnen, während (3) O. Alekseeva, 1962, fordert: «... die proletarische Massenpoesie als einen neuen Typ der Poesie zu erforschen, in dem sich der Prozess der Verschmelzung von individueller und kollektiver Schöpfung vollzogen hat» (ebda.). Anhand des Leunaliedes und unter Hinweis auf seine beiden Bände Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters verteidigt Steinitz die erstgenannte Auffassung, die als allein richtige von der internationalen Fachwelt anerkannt wird. Mit Recht weist Verf. darauf hin, dass die Hervorhebung oder ausschliessliche Berücksichtigung des Schöpfungsprozesses und die Vernachlässigung des Tradierungsprozesses es unmöglich macht, das Wesen des Volksliedes zu verstehen.

Und damit ist ein zentrales Anliegen der Volksliedforschung überhaupt angeschnitten: was Steinitz auf den Seiten 8 bis 17 bietet, ist eine Volkslieddefinition, wie sie präziser, klarer und rücksichtslos-deutlicher in der Volksliedforschung bisher nicht formuliert wurde. Es bedarf in Europa, ob Ost oder West, ob Nord oder Süd, solcher Sprache!

Zitat: «Der entscheidende Unterschied zwischen einem folkloristischen und einem nichtfolkloristischen, 'literarischen' Erzeugnis liegt nicht im unmittelbaren Schöpfungsprozess, sondern auf einer anderen Ebene, auf der Ebene der Tradierung... Ein Werk der Folklore existiert nur, wenn es von einer Gemeinschaft angenommen wurde; es existiert von ihm nur das, was diese Gemeinschaft anerkennt und weitergibt. Wenn die Bedürfnisse der Gemeinschaft sich ändern, ändert sich auch ein Volkslied... in der folkloristischen Tradition verschwindet ein Einzelwerk, das von der Gemeinschaft nicht anerkannt wird, vollständig; in der literarischen Tradition lebt es wenigstens potentiell unbegrenzt weiter... Zwischen Folklore und 'Literatur' gibt es in bezug auf Inhalt und Form keine prinzipiellen, für alle Perioden und Völker gültigen Unterscheidungsmerkmale. Das einzige objektive spezifische Merkmal der Folklore, das sie prinzipiell und eindeutig von der 'Literatur' unterscheidet und ihr in allen Perioden und bei allen Völkern eigen ist, ist die Variabilität, die schöpferische Veränderlichkeit oder Umgestaltung... Ein 'literarisches' Werk, das sein Verfasser niedergeschrieben hat (Gedicht, Roman usw.), führt ein völlig anderes Leben» (S. 8–10). Daraus folgt u. a.: Aufgezeichnete, in Wort und Gesang festgestellte, über Liederbücher verbreitete sogenannte «Volkslieder» («Zweite Existenz», «Zweites Dasein») führen eine «literarische Existenz», dürfen nicht (mehr) als Volkslieder ausgegeben werden.

Weiter diskutiert sollte Steinitz' Ansicht von der «kollektiven mündlichen Tradierung» werden: wieweit die Einzelperson den Prozess des Umsingens weiter treibt und wieweit diese Einzelperson als Spiegelbild, im Brennpunkt des Kollektivs handelt. Offen mag ebenso bleiben, ob hinter der «Variabilität», der Möglickkeit zu bewusster oder unbewusster Variierung, noch ein Zwang steht: das macht – nun vom musikalischen Bereich her gesehen – den Spielmann aus: seine Wertschätzung hängt davon ab, wieweit er Melodie-, Harmonie- und rhythmische Strukturen zu gestalten, d. h. in diesem Fall: umzugestalten, versteht. Die Musikethnologie geht seit Hornbostel, Lach, Sachs, Marius Schneider jenem Kärftespiel zwischen gesetzter musikalischer Vorlage und freiem Gestaltungswillen des Instrumentalisten und Sängers nach; von den indischen Ragas, javanischen Patets, persisch-arabischen Maquamen bis zu den Tönen mitteleuropäischer Flugblattlieder reicht der Blickwinkel, den nun erfreulicherweise auch die Volkskunde mit dem Begriff «Variabilität» (*Strobach*, Bauernklagen, Berlin 1964, S. 374) ins Gespräch gebracht hat.

Eine andere wissenschaftliche Disziplin brauchte dem nichts hinzuzufügen. Es ist die Tragik der Volkskunde, dass sie stets gegen Windmühlen ankämpfen muss, die von politischen und ideologischen «Bewegungen», von sentimentalen und emotionellen Gefühlen

eifrig in Schwung gehalten werden. In der Medizin kann niemand ungestraft dilettieren, in der Volkskunde jeder... und Heilpraktiker, also dilettierende Mediziner, sind überdies Forschungsgegenstand der Volkskunde! Warum muss man immer wieder sagen, dass wissenschaftliche Volkskunde mit «Pflege» nichts zu tun hat. (s. *Wildhaber* in dieser Zeitschrift 61 [1965] S. 233), warum muss man sich stets entschuldigen, wenn man der Pflege nicht unmittelbar dient (s. *Hoerburger*, ZfVk 62 [1966] S. 43f.)? Warum muss Steinitz die letzten Seiten seiner Schrift damit füllen, Einwände vorweg zu nehmen?

Ein führender Musikwissenschaftler der Humboldt-Universität etwa sprach von der «Ehrenbezeichnung» Volkslied: «Das Volk sei schöpferisch. Würden wir aber sagen, das Arbeiterlied sei kein Volkslied, dann sprächen wir der Arbeiterschaft im Liedschaffen das Schöpferische ab» (S. 19, Anm. 22). Es ist die gleiche Terminologie, die jeder Vereinsfunktionär anwendet, wenn er auf einem Bezirksmusikfest der Blaskapellen oder des Sängerbundes in der Ortenau aus dem Brustton der Überzeugung von der «deutschen Volksmusik» spricht, für die es zu kämpfen und die es gegen den artfremden Jazz zu verteidigen gelte. Die Ursprünge solcher Terminologie sind klar (man lese etwa im 1. Band des Organs Die Volksmusik. Zeitschrift zur Pflege und Förderung der deutschen Volksmusik, herausgegeben von der Fachschaft Volksmusik in der Reichsmusikkammer, Berlin 1936, die Vorreden). Steinitz gibt den Ausweg: «In der Volkskultur der Bauern, Hirten und Fischer während des Feudalismus und unter halbfeudalen Verhältnissen war die Volkskunst Ausdruck des gesamten geistigen Lebens dieser Gruppen... Diese Volkskunst war der geistige Reichtum der Bauern usw., zugleich aber auch ihre Beschränktheit, da sie an den Schätzen der Literatur, der Musik, der bildenden Kunst der 'Hochkultur' nicht teilnahmen und nicht teilnehmen konnten... Die Menschen, die früher Träger der Volksliedüberlieferung, der Märchenüberlieferung, die begabte Erzähler und Sänger waren, wurden in der Arbeiterbewegung zu Redakteuren, zu Arbeiterschriftstellern...» (S. 15f.). Daher seien seit ca. 1925 keine Arbeitervolkslieder mehr entstanden. Eine Aussage, die in sinngemässer Abwandlung für alle Gattungen des Volksgesanges und in allen Kulturen Gültigkeit besitzt.

Wolfgang Suppan

«Edelrauten und Stoanröserln», Steirerlieder, gesammelt von *Viktor Jabornik*, herausgegeben von *Wolfgang Suppan*. Wien, Musikverlag Ludwig Krenn, 1965. 28 S., Noten.

Das vorliegende Sonderheft der vom steirischen Tonkünstlerbund herausgegebenen Reihe «Musik aus der Steiermark» beinhaltet den Text und die Noten von 18 Volksliedern und einige Vierzeiler aus der Steiermark. Durch die Zusammenstellung in dieser Form gelangt zweifellos wieder eine schöne Auswahl von Volksliedern nicht nur in die Hand des Volkskundlers, sondern auch in ein weiteres Publikum, was sehr zu begrüssen ist.

Walter Raunig

Marc Vernet, Les carillons du Valais. Bâle, Société suisse des Traditions populaires, 1965. 196 und 105 S., 22 Abb. (Publications de la Société suisse des Traditions populaires, 45).

Hanns in der Gand wies in dieser Zeitschrift (36, 1937, 86–88) erstmals auf die Glockenspiele im Wallis und im Tessin hin. Doch nahm die Fachwelt davon keine Notiz. In der «Geschichte unserer Musikinstrumente», 2. Aufl. (Basel 1949) 138, des Basler Musikforschers Karl Nef findet sich nur der Hinweis auf niederländische, englische und deutsche Glockenspiele. Der 1956 erschienene Artikel «Glockenspiele» der Enzyklopädie «Die Musik in Geschichte und Gegenwart» beschränkt sich ebenfalls auf die sogenannten klassischen Glockenspielländer und deren Ausstrahlung nach Übersee, weiss darüber hinaus jedoch nichts von den schweizerischen Belegen. Es fällt daher dem Verf., der sich durch zwei frühere Veröffentlichungen (Carillons valaisans, Martigny 1960; Cloches et Musique, Boudry 1963) bereits als Spezialist auf dem Gebiet der Glockenkunde ausgewiesen hat, das Verdienst zu, durch eine gründliche und kenntnisreiche Arbeit erstmals

die Vielfalt und zugleich spezifisch geprägte Zusammensetzung und Spielweise der Glockenspiele im Wallis der internationalen Fachwelt bekanntzumachen.

In den Carillons (Glockenspielen) werden die Glocken nicht in der üblichen Weise durch das pendelnde Schwingen der ganzen Glocke zum Erklingen gebracht, sondern durch das Schwingen des Klöppels innerhalb der frei, aber unbeweglich hängenden (bzw. zu diesem Zweck festgestellten) Glocken, wobei direkte, von den Händen und den Füssen des Glöckners bediente Zugschnüre zu den Klöppeln führen und diese an die Glockenwände schlagen lassen. Infolge dieser Technik kann jeder Glockenton auf Dynamik und Agogik hin beeinflusst werden; die Glocken «gehorchen» dem Glöckner, sind in verschiedenen Tempi und rhythmischen Motiven vom Pianissimo bis zum Fortissimo anzuschlagen, werden zu «Musikinstrumenten», auf denen eigenständige Melodien dargeboten werden können. Je nachdem, ob das rhythmische oder das melodische Element in diesen Glockenliedern vorherrscht, unterscheidet Vernet rhythmische oder melodische Weisen und deren mannigfache Kombinationsmöglichkeiten. Das harmonische Element – als dritte musikalische Gestaltungsmöglichkeit – fällt weg (zum Unterschied von den in der Literatur ebenfalls benachteiligten russischen Glockenspielen, die sich zu einer Glockenspiel-«Kunst» erhoben und in die Werke grosser Komponisten, wie Rimski-Korssakow, Mussorgski, Borodin, Tschaikowski, eingegangen sind; vgl. E. Arro, in: Musik des Ostens 3, 1962, 20–23). Vernet geht von den historischen Daten aus, untersucht die Geschichte des Läutens und der Glocken und beschäftigt sich überdies mit den Glöcknern. Die in den verschiedenen Geläuten auftretenden Tonreihen sind registermässig und anhand einer Landkarte aufgeschlüsselt. Daran schliesst ein alphabetisches Verzeichnis jener 76 Orte, in denen noch heute Glockenspiele anzutreffen sind oder deren Geläute zu dem Zweck gebraucht werden können. Den zweiten Teil des Buches füllt eine repräsentative Auswahl von «Glockenliedern».

Die mitgeteilten Melodien verdienen das besondere Interesse des Musikethnologen: ist doch hier abzulesen, welche melodische und rhythmische Erfindungsgabe im volkstümlichen Bereich sich ergibt, wenn der Tonraum beschränkt, starr ist, wenn die Ausdrucksgestaltung der menschlichen Stimme nicht als Vorbild dienen kann. Der Tonbestand schwankt zwischen drei und acht Tönen, wobei tetra- und pentachordische bzw -tonische Reihen am häufigsten in Erscheinung treten. Ein bestimmtes System von Tonverbindungen lässt sich nicht angeben; Vernet führt 46 verschiedene Tonreihen an, die er zum überwiegenden Teil als Dur oder Moll ausgibt; sechs Tonreihen seien unbestimmter Tonalität. Eine Ballung ergibt sich nur bei der Tonreihe c'' – a' – g' – f', die in zehn verschiedenen Orten auftritt. Der Zuordnung zum Dur oder Moll kann der Rez. nicht folgen. So schreibt Vernet etwa den Trichord f' – g' – a' (bei Vétroz, 127) an und zeichnet für das nichtvorhandene h ein b vor; desgleichen findet sich diese b-Vorzeichnung in der oben genannten Tonreihe (bei Blitzingen, Le Châble, Eggerberg, Muraz [Sierre], Saint-Luc, usf., 127), obwohl dann doch in den entsprechenden Notenbeispielen, z. B. Blitzingen, 97*–99*, die in der originalen Tonhöhe angeschriebene Melodie (Tonbestand: e'' – cis'' – h' – a') mit dem Kreuz im c''-Zwischenraum für cis'' auskommt, also nicht – konsequenterweise! – drei Kreuze vorzeichnet und damit A-Dur vermerkt. Schon dieses eine Beispiel erhellt, dass eine Dur- oder Moll-Zuordnung nur dann erfolgen sollte, wenn die vollständige Tonleiter gegeben oder doch wenigstens aus der Melodiegestalt beweisbar ist (vgl. W. Wiora, Älter als die Pentatonik, in: Studia memoriae B. Bartók sacra, Budapest 1957, 185ff.; W. Suppan, Bi- bis tetrachordische Tonreihen..., in: Studia musicologica 3, 1962, 329ff.). Zu überlegen wäre ferner, ob die Tonreihen nicht von oben nach unten angeschrieben werden müssten. Aus den Notenbeispielen ist diese ältere Praxis, den Tonraum von oben her auszufüllen, z. T. zu ersehen. – Die Melodien sind als melodische oder rhythmische Variantenketten zu betrachten, wie dies – der Vergleich ist nicht abwegig – auch bei den geringstufigen russischen Bylinen, den slawischen epischen Liedern und den Gottscheer Balladenweisen anzutreffen ist. Hat dort der geringe Tonbestand eines Instrumentes auf die Singpraxis abgefärbt, so ergäbe sich auch hier, im Wallis, nun die reizvolle Aufgabe, der Frage nachzugehen, wieweit Glockenlieder, Glockenmotive von der intrumentalen Volksmusik und vom Volkslied, unbewusst oder parodierend, aufgenommen

wurden (vgl. als methodisches Beispiel: E. Arro, Zum Problem der Kannel, in: Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1929, Tartu 1931).

Doch bedeute der vorstehende Absatz keine Einschränkung der Leistung von Vernet. Die Glockenkunde ist ein Grenzgebiet zwischen Kunstgeschichte, Musikwissenschaft (Akustik, Musikgeschichte), Theologie und Volkskunde – und zunächst in den von den beiden Weltkriegen betroffenen Ländern infolge der Glockeneinschmelzungen aufgekommen. Alle genannten Disziplinen kann naturgemäss ein Forscher nicht übersehen. Vernet hat – und dies sei das schönste Lob, das man einem Forscher auf diesem Gebiet spenden kann – die verschiedenen Betrachtungsweisen vereint, – soweit es einer einzelnen Person nur möglich ist. Wolfgang Suppan

Jean-Michel Guilcher, La tradition populaire de danse en Basse-Bretagne. Paris und La Haye, Mouton & Co., 1963. 615 S., 12 Karten, 5 Fig. und zahlreiche Schritt- und Melodiebeispiele im Text. (Ecole pratique des Hautes Etudes – Sorbonne, VIe section: sciences économiques et sociales. Etudes européennes, 1).

Das umfangreiche Werk ist das Ergebnis einer fünfzehn Jahre langen Enquête, die der Verfasser, selbst Bretone, in dreihundertfünfundsiebzig Ortschaften (in einem Gebiet etwa von der Grösse der französischen Schweiz) bei zweitausend Personen durchführte. Aus den Erinnerungen der Tänzer, Sänger und Musikanten, aus ihren für den Verfasser veranstalteten Tanzdemonstrationen und aus der Beobachtung des an einigen dörflichen Festen noch heute üblichen Tanzes, unterstützt oder vertieft durch die wenigen präzisen Angaben, die sich den historischen Quellen entnehmen lassen, setzt sich das Bild der traditionellen bretonischen Tänze zusammen, das Guilcher, kritisch, sorgfältig und verlässlich, zeichnet. Es umfasst im wesentlichen die Zeit von 1870 (früheste Erinnerungen der Gewährsleute) bis zum allmählichen Verschwinden der traditionellen Tänze, das mit dem Ersten Weltkrieg einsetzte und heute vollkommen sein dürfte. Im Unterschied zu den meisten Arbeiten über den Volkstanz, steht nicht der musikalische, brauchmässige oder soziologische Aspekt, sondern der Tanz als Bewegung im Vordergrund der Untersuchung: die Form (offener oder geschlossener Reigen, Aufzug oder paarweises Tanzen an Ort) und die vom einzelnen Tänzer auszuführende Schrittfolge und Gestik. Über die sich aus dieser bisher selten beachteten Zielsetzung ergebenden methodischen Probleme der Beobachtung, Notation und Analyse legt ein eigenes Kapitel ausführlich Rechenschaft ab.

Die Tänze gavotte, en dro, hanterdro und laridé, dãns tro plin, dãns Treger und dãns Leon, jeder in seiner Gegend in der traditionell geregelten suite der Tänze an erster Stelle stehend (und wohl auf die mittelalterlichen branles zurückgehend) und bal, passepied und jabadao, die zweiten Tänze der suite, werden in ausführlichen Monographien behandelt, kürzer die nie in der suite figurierenden, teilweise seltenen oder neueren Tänze dérobée, danse du loup (ein unbegleiteter Tanz, aus dem rhythmischen Stampfen des Hirten zur Vertreibung der Wölfe hervorgegangen), danse des baguettes, danse ronde aux trois pas, jibidi und rondes-jeux. Anlass zum Tanz der ganzen dörflichen Gemeinschaft boten Hochzeiten und Arbeitsfeste, seltener und von der Kirche meist verboten, Fastnacht und Kirchweih (im achtzehnten Jahrhundert noch in der Kirche oder auf dem Friedhof). Der Tanz selbst war die zu leistende Arbeit bei der Erneuerung der Dreschplätze, wo es galt, den neuen Lehmboden festzustampfen (im Haut-Léon zuletzt einziger, von der Kirche nicht verbietbarer Tanzanlass). Die einzelnen Tänze und das Repertoire blieben in der untersuchten Zeitspanne nicht stabil, sondern änderten sich durch neu erfundene Varianten, Imitation der nachbarlichen Tänze oder Aufnahme ausserbretonischer Formen. (Die Schrittfolge erwies sich dabei als das beständigste Element). Führende Tänzerpersönlichkeiten, die Neues bewusst propagiert hätten, liessen sich nicht festellen. Die Entwicklung der volkstümlichen Tänze mit der biologischen Evolutions- und Selektionstheorie zu vergleichen, wie der Autor es tun will, ist trotzdem abwegig. Auch hier war es die soziale und technische Umwandlung des Lebens, die die Volkskultur verändert und Altes zum Verschwinden gebracht hat. Christine Burckhardt-Seebass

Kurze Hinweise

Alpes orientales, IV. Acta quarti conventus de ethnographia Alpium Orientalium tractantis, ad Aquas Gradatas – Forumiulii, 31. III. 1964–4. IV. 1964. Redegit *Gaetano Perusini*. Florenz, Leo S. Olschki, 1966, 126 S., 18 Taf. – Die Vorträge der vierten Tagung der Ostalpinen Arbeitsgemeinschaft in Grado sind in diesem Sammelband vereinigt, der zunächst als Heft 1/2 der Zeitschrift *Lares* 31 (1965) herauskam. Für diese Tagung war die «Maskenwelt» als wegweisendes Generalthema vorgesehen gewesen. Das Heft enthält die folgenden Aufsätze, die jedem Brauchtums- und Maskenfroscher sicherlich aufschlussreiche Anregungen bieten werden: *Ernst Burgstaller*, Maskenbrauchtum in Oberösterreich (9–33); *Evel Gasparini*, Maschere slave e maschere alpine (35–44); *Leopold Kretzenbacher*, «Rusa» und «Gambela» als Equiden-Masken der Slowenen (49–72); *Zmaga Kumer*, Volksmusikinstrumente der slovenischen Maskenwelt (75–77); *Niko Kuret*, Maschere e mascheramenti rituali degli Sloveni lungo il confine friulano-sloveno (79–88); *Milko Matičetov*, Sui mascheramenti nella narrativa popolare (91–94); *Gaetano Perusini*, Mascherate rituali in Friuli (95–105); *Sepp Walter*, Habergeiss, Ježevka und Reissteufel (107–113); *Gaetano Perusini*, L'atlante storico-linguistico-etnografico del Friuli–Venezia Giulia (117–126).

Proverbium. Bulletin d'informations sur les recherches parémiologiques. Helsinki, Société de Littérature finnoise. Nr. 4, 1966, S. 65–96. – Aus der neuen Nummer der Sprichwort-Zeitschrift möchten wir auf zwei Aufsätze aufmerksam machen. Der eine stammt von Gábor O. Nagy; er behandelt das interessante Thema "The Blending of Proverbs", in welchem der Übergang eines Sprichwortes von einer Sprache in eine andere als ein Ergebnis oft mehrfacher Deviationen und Kontaminationen an einem Beispiel aufschlussreich nachgewiesen wird. Den anderen Beitrag hat Hari S. Upadhyaya geschrieben über "Craftmen's and Tradesmen's Castes in Indian Proverbs". Er gibt einen Einblick in die Wertschätzung und kastenmässige Rangordnung von Handwerkern (Zimmermann, Schuhmacher, Schneider, Töpfer, Schmied, Goldschmied) und Kleinhändlern, die geschickt und lehrreich durchgeführt ist.

Vilmos Voigt, A néprajztudomány elméleti-terminológiai kérdései [Theoretical and methodological problems in recent East European ethnology, ethnography and folklore]. In: *Ethnographia* 76 (1965) 481–500. Englische Zusammenfassung. – Orientierung über ein geplantes Gemeinschaftswerk «Ethnological Concepts in East Europe», das in der Form eines Nachschlage-Wörterbuchs neben das «International Dictionary of Regional European Ethnology and Folklore» zu stehen käme, und das zur Klärung der Begriffe und der Diskussionsgrundlagen und zur Vermeidung von Missverständnissen vom Westen aus sehr erwünscht sein kann. Für eine seriöse – und sicherlich auch objektive – Bearbeitung bürgt das Erscheinen in Budapest. Wir möchten jetzt schon mit allem Nachdruck hoffen, dass die englischen Texte nicht nur eine summarische Zusammenfassung darstellen, sondern so ausführlich gehalten sind, dass sie ein sinnvolles Verständnis und eine wirklich fruchtbare und nützliche Diskussion ermöglichen. Dann erst erfüllt ein derartiges Werk die Funktion eines Verständigungsorgans im Interesse unserer Grenzen überschreitenden Forschung.

Warren E. Roberts, Stith Thompson: His major works and a bibliography. In: *Arv* (Uppsala) 21 (1965) 5–20. – Zum 80. Geburtstag von Stith Thompson (7. März 1965) hat W. E. Roberts, Professor in Bloomington, Indiana, und Schüler von Thompson, eine schöne Würdigung der Hauptwerke des verdienstvollen und hochangesehenen Gelehrten veröffentlicht. Er geht darin jeweils kurz auf die Entstehungsgeschichte der betreffenden Arbeiten ein und stellt sie in den Zusammenhang der vorhandenen Vorstudien, so dass ihre Bedeutung klar heraustritt. Verdienstlich ist die anschliessende ("reasonably complete") Bibliographie, welche Titel von 1912–1964 umfasst. (Gelegentlich hätte man sich allerdings gerne etwas genauere bibliographische Angaben gewünscht; ein Titel "Series of twelve articles in Handwörterbuch des deutschen Märchens begins" ist bibliographisch doch etwas zu dürftig).

Johannes Künzig, Volkskunde des Landkreises [Freiburg im Breisgau]. In: *Freiburg im Breisgau, Stadtkreis und Landkreis*, Bd. I: 1 (Freiburg 1965) 476–505, 6 Abb. – Auf Grund jahrelanger Erfahrungen und unermüdlicher eigener Feldforschung ist Künzig wie kaum ein anderer berufen, eine Einführung in das volkstümliche Leben des Landkreises Freiburg im Breisgau zu geben. Er tut dies erfreulicherweise nicht in einer summarisch-allgemeinen Art, sondern gibt genaue Angaben für einzelne Orte, schildert lebendige kleine Szenen, belebt durch Dialektausdrücke und Redensarten, so dass man angeregt wird, gewissen Fragen näher nachzugehen. Die von Künzig dargestellten Gebiete betreffen das Jahresbrauchtum und kirchlich gebundene Brauchtum (mit schönen Aufnahmen), das Lebensbrauchtum, die Tracht, die Arbeitswelt des Bauern, der Dienstboten, Hirtenbuben und Rebbauern; überdies sind kurze Kapitel über Sage, Volkslied und Ortsneckereien beigefügt. Dem Verfasser kommt besonders zustatten, dass ihm auch das reiche Archivmaterial der von ihm 1923 begründeten Badischen Landesstelle für Volkskunde zur Verfügung steht.

Erhard Riemann, Wortgeographie und Besiedlungsgeschichte Altpreussens. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Neumünster) 88 (1965) 72–106, 16 Wortverbreitungskarten. – Ost- und Westpreussen gehören zu den Gebieten Deutschlands, die eine schwierige und verwickelte völkische und kulturelle Schichtung und Durchdringung aufweisen; deshalb sind auch die Probleme der «Zugehörigkeit» keinesfalls nur mit schematischen Schlagwörtern zu lösen. Riemann, der seit einer Reihe von Jahren das «Preussische Wörterbuch» in Kiel mit grosser Umsicht und viel Fingerspitzengefühl für die heiklen Fragen leitet, gibt uns anhand von aufschlussreichen Verbreitungskarten einen vorzüglichen Einblick in diese komplizierten Probleme. Die Grundschichten gehören der altpreussischen (einer baltischen) und der pomoranischen (kaschubischen, d.h. einer westslavischen) Sprache an. Darüber lagert sich das Niederdeutsche einer starken Siedlungswelle. Dazu kommen spätere Siedler aus ober- und mitteldeutschen Gebieten, unter anderem eine grössere Einwanderung von protestantischen Salzburgern. (Es haben sich übrigens auch einige bernische Anabaptisten – die allerdings zahlenmässig nicht ins Gewicht fallen – angesiedelt). Riemanns Deutung seiner Karten – ob es sich nun um Reliktwörter oder um vorstossende Verbreitungen handelt – ist ausserordentlich aufschlussreich, da sie beispielhaft ist für alle Probleme, die sich aus dem Zusammenschmelzen verschiedenartiger sprachlicher Komponenten zu einem neuen, stammesmässig gebundenen Idiom ergeben.

Heiner Heimberger, Bauländer Bauernkost. In: Badische Heimat (Freiburg im Breisgau) 45 (1965) 258–267. – Auf Grund von fürstlichen Befragungen «zur Kenntnis des Landes» und «zur Hebung des Landes» aus den Jahren 1803 und 1806 (das Bauland war 1803 dem Fürstenhaus Leiningen zugesprochen worden) und von Erzählungen und Berichten alter Leute konnte Heimberger ein gut fundiertes und wohlabgerundetes Bild von der bäuerlichen Küche mit allem Drum und Dran geben, wie es ungefähr für das ganze 19. Jahrhundert Gültigkeit hatte. Heimberger hat den feinen Sinn, allen zusammengehörigen Fragen nachzugehen; er berichtet über Getreide- und Kartoffelbau, über Obstgärten, Viehzucht und den Gemüsegarten. Dnaeben kommen das Backen, Dreschen, Dörren und Schlachten zur Sprache; natürlich darf auch der Grünkern, die Spezialität des Baulands, nicht vergessen werden. Heimberger geht auch ein auf die Arbeitsteilung, die Störhandwerker, die Zeiten für die Mahlzeiten und auf den wöchentlichen Speisezettel.

Otto Brüning, Bindeweiden (Wägen), Weidenrutentaue (Slengen) und Peitschenstiele (Swäpentagels). Ein Beitrag zur Weidenrutentechnik in der Winser Elbmarsch. In: Harburger Jahrbuch (Hamburg-Harburg) 1965, 75–91, 15 Abb. – Ein sehr beachtenswerter Beitrag zu einigen Arten der Verwendung von Weidenruten in Drehbewegungen, die ohne Beizug von Hilfsgeräten lediglich mit den Händen ausgeführt werden. Bei dieser Technik des Drehens von Rutenstricken, -seilen und -tauen handelt es sich um einen höchst altertümlichen Arbeitsprozess, der heute nur noch selten anzutreffen ist. Der Ver-

fasser beschreibt ihn ganz genau und fügt auch zahlreiche instruktive Abbildungen bei. Überdies erläutert er den Gebrauch dieser gedrehten Ruten in der Winser Elbmarsch; die Bindeweiden wurden hauptsächlich zum Bündeln von Korbweidenruten verwendet, wie sie früher in beträchtlichem Ausmass exportiert wurden. Die etwa 30 Meter langen Rutentaue benützte man zum Aalfang in der Elbe; an ihnen wurden in Abständen von etwa zwei Metern die Aalreusen angebunden. Das Drehen von Peitschenstielen ist heute nur noch Zeitvertreib der Hütejungen auf dem als Gemeindeweide dienenden Elbwärder.

Helmut Fielhauer, Die Fronleichnamsstangen in Rohr im Gebirge. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 36 (1964) 832–843, 2 Taf., 2 Verbreitungskarten. – Die bisherige Annahme, dass die sogenannten Fronleichnams-Prangstangen nicht über den Salzburger Raum hinausreichen, wird hier durch ein prächtiges Beispiel aus Niederösterreich (Rohr im Gebirge, Bezirk Wiener Neustadt) widerlegt. Der Verfasser ist dem auffällig gelagerten Brauch durch eigene Erhebungen und durch Umfragen nachgegangen und kann nun das Ergebnis vorlegen. Er geht nicht nur auf die Bedeutung und Glaubenszusammenhänge ein, sondern beschreibt auch die Herstellung und nachherige Verwendung als Schutzmittel. Zum «Fronleichnamsgrün» hätte auch auf die gründliche Arbeit von Sepp Walter, Weststeirischer Fronleichnamsschmuck (Volkskunde im Ostalpenraum, Graz 1961, 135–145) hingewiesen werden können. – Vom gleichen Verfasser stammt: Die Karfreitagsfeuer in Niederösterreich. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 95 (1965) 286–295, 1 Verbreitungskarte. – Eingeschoben zwischen die Petersfeuer und die Osterfeuer hat sich in Niederösterreich durch nähere Erkundigungen und eigene Forschungen des Verfassers ein klar herausgehobenes Gebiet eines weiteren jahreszeitlichen Feuertermins ergeben: dasjenige des Karfreitagsfeuers. In interessanter Weise untersucht Fielhauer die Frage der Deutungen dieser Feuer, sowohl im nicht-christlichen als im christlichen Bereich. Diese Deutungen sind deswegen so ansprechend, weil sehr gut die religionsphilosophischen Überlegungen eingebaut sind.

Ernst Burgstaller, Die brauchtümliche Begehung des Martinstages in Österreich. Eine Materialdarbietung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 56 (1965) 31–73, 1 Karte, 5 Abb. – Im Zusammenhang mit den französischen Martinsfeiern und den damit verbundenen Forschungen ist auch diese verdienstvolle österreichische Untersuchung entstanden. Sie will nur eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller Überlieferungen sein, wie sie in Österreich bis vor wenigen Jahrzehnten – und teilweise bis in unsere Zeit hinein – am Martinstag beachtet wurden. Gerade diese sachliche Darlegung der belegbaren Fakten ist als Materialgrundlage nützlich und wertvoll. Es werden kurz die Kirchen, Patronate und Wallfahrten angeführt; dann behandelt Burgstaller den Termintag und besonders ausführlich die Festlichkeiten, Mahle und traditionellen Speisen und Gebäcke. Gleiche Sorgfalt widmet er auch den Masken- und Burschenbräuchen mit den nächtlichen Ausfahrten und Lärmumzügen; sie hangen zum Teil mit den Alpentladungen und dem Hirtenbrauchtum zusammen; eine instruktive Karte zeigt diese Lärmumzüge in grossen Umrissen.

Franciszek Klonowski, Drewniane budownictwo ludowe na Mazurach i Warmii [Volkstümliche Holzbauten in den Masuren und im Ermland]. Olsztyn, «Pojezierze», 1965. 247 S., 159 Abb., 12 Karten. Englische Zusammenfassung. – Klonowski gibt uns eine wohl durchdachte und gut ausgearbeitete Studie über die verschiedenartigen Holzhäuser – meist bäuerliche Wohnhäuser – aus einer kulturellen Kontaktzone, in welcher selbstverständlich deutsche Einflüsse bestehen. Das Ausmass dieser Einflüsse allerdings war – und ist immer noch – eine «politische» Streitfrage. Nach Ansicht des Verfassers ist es kleiner als es von deutschen Fachgelehrten angenommen wird. Das Tatsachenmaterial, das Klonowski vorlegt – gewonnen aus Archivquellen, polnischer und deutscher Literatur und aus eigener Feldforschung – dürfte jeden Hausforscher interessieren: Konstruktionsdetails (mit klaren Zeichnungen), Dachformen (mit den Geräten des Strohdachdeckers), Giebel- und Firstverzierungen, schön gearbeitete Türen und Türbeschläge, Inneneinteilung der

Räume. Besonders herausgehoben werden die charakteristischen Laubenhäuser und die kleinen Vorräume vor dem Hauseingang. Verbreitungskarten geben Aufschluss über die behandelten Einzelheiten.

Kurpie Puszcza Zielona. Redaktion: *Anna Kutrzeba-Pojnarowa*. Wrocław, Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich Wydawnictwo PAN. Bd. 1: 1962; Bd. 2: 1964; Bd. 3: 1965 (Biblioteka Etnografii Polskiej, 5, 9, 11). – So wie unter der Leitung von Burszta die grossangelegte «Kultura Ludowa Wielkopolski» erscheint, gibt Anna Kutrzeba-Pojnarowa ein weit geplantes Sammel- und Teamwerk über das Kurpienland heraus, das dem Volkskundler durch die wunderschönen, farbig sehr zurückhaltenden und stimmungsvollen Scherenschnitte, Gebäcke, Holzschnitzereien und Trachten bekannt ist. Dass wir mit diesem reizvollen Land, seinen Bauten und Leuten durch Wort und Abbildungen etwas näher bekannt werden, vor allem auch Einsicht in die heutigen Verhältnisse bebekommen, ist sehr verdienstlich .Wir werden unterrichtet über die Faktoren der Landschaft, ihre Geschichte und Besiedlung, ferner über die Verhältnisse vor dem Zweiten Weltkrieg und die daran anschliessenden tiefgreifenden Umwandlungsprozesse. Die einzeln bis heute publizierten Sachgebiete betreffen Fischerei, Landwirtschaft und Viehzucht, Bienenzucht, Hausindustrie und Dorfhandwerk (vor allem Flechten, Weben, Schmiedarbeiten, Töpferei), Familienleben, Tageslauf, Transport, Haus und Inneneinrichtung. Alle Aufsätze sind mit genügend grossen französischen Zusammenfassungen versehen; dazu enthalten die Bände reichliches Material an Abbildungen, Verbreitungskarten und bibliographische Angaben.

Maria Biernacka, Wsie drobnoszlacheckie na Mazowszu i Podlasiu [Petty gentry villages in Mazovia and Podlasie]. Wrocław, Zakład Narodowy Imienia Ossolińskich Wydawnictwo PAN, 1966. 258 S., Abb. Englische Zusammenfassung. – Gegenüber anderen Gegenden Polens zeichnen sich die am Bug und Narew gelegenen Gebiete der Masowier und Podlasier durch eine verhältnismässig grosse Unterschiedlichkeit der Bevölkerungsgruppen aus; besonders ausgeprägt heben sich die Dörfer heraus, welche von früheren niederen Landadel bewohnt waren. Auch heute noch ist deutlich ein «Anders-Sein-Wollen» dieser Bevölkerung spürbar. Ursprünglich handelte es sich um den niedersten Adel, der selber – wie die Bauern – die Güter bewirtschaftete, sich aber nicht als Bauern fühlte. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und dem Freiwerden der Bauern wurden die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen immer kleiner. Das Problem wird damit zu einem interessanten soziologischen Umwandlungsprozess, den die Verfasserin in all seinen Stadien im Laufe der Geschichte verfolgt

Ester Plicková und *Vladimír Scheufler*, Lidová hrnčina v Československu [Volkstümliche Keramik in der Tschechoslovakei]. Uherské Hradiště, Práce Slováckého Muzea, 1966. 79 S., 103 Abb. auf 40 Taf. Deutsche Zusammenfassung. (Kultura a Tradice, 6) – Zwei Aufsätze, welche über die volkstümliche Töpferei in den tschechischen Ländern und in der Slovakei referieren. Das Hauptgewicht wird auf die grossen Züge der Entwicklung der technischen Möglichkeiten, der Formen und des Dekors gelegt. Die ausführlichen deutschen Zusammenfassungen bringen diese Gedanken einleuchtend heraus. Beide Aufsätze sind mit schönen Bildern versehen, die einen Einblick in die Vielfalt der böhmischen, mährischen und slovakischen Bauernkeramik erlauben; schade, dass nicht auch deutsche Übersetzungen der Bildlegenden mitgegeben wurden!

Lajos Takács, dem wir schon eine Reihe gründlicher, gut bebildeter und belegter Aufsätze über Landwirtschaftsgeräte verdanken, hat neuerdings zwei beachtenswerte Studien geschrieben. Einmal über (ich gebrauche die Titel der deutschen Zusammenfassungen) die Anfertigung und Verwendung der Dornegge in Várong, in: *A Néprajzi Értesítő* 47 (1965) 315–328, 13 Abb. Der Verfasser kann für das behandelte Gebiet zwei Typen dieser Straucheggen nachweisen, deren Herstellung er in den einzelnen Phasen beschreibt und photographiert. Dann über die Rodungsfelder und Rodungsgeräte im Őrség und in der oberen Rába-Gegend, in: *Ethnografia* 1966, 12–28, 43 Abb. Interessant sind hier die ver-

schiedenen Formen der Schneitelmesser und Gerteln, von denen einzelne auf direkten Zusammenhang mit altkeltischen Funden hinzuweisen scheinen.

Jorge Dias, Aspectos da vida pastoril em Portugal. In: Revista de Etnografia (Porto) 4:2 (1965) 333–387, 47 Abb. – Eine prächtige Dokumentation über die verschiedenen Aspekte des Hirtenwesens in Portugal; ganz vorzüglich sind auch die beigegebenen Abbildungen. Dargestellt werden Ziegenhirten, Schafhirten (mit Transhumanz und Schäferhütten), Rinderhirten (Kuhkämpfe), Schweinehirten und Pferdehirten.

Jorge Dias, Da olaria primitiva ao torno de oleiro com especial referência ao norte de Portugal. In: Revista de Etnografia (Porto) 4:1 (1965) 5–31, 18 Abb. – Eine gescheite Abhandlung über die Entwicklung des Töpferhandwerks, aufgewiesen an Beispielen aus dem nördlichen Portugal. Grosse, gute Abbildungen und Skizzen zeigen zunächst den frei arbeitenden Töpfer und dann die Töpferscheibe und ihren Gebrauch. Das Handwerk wird öfters von Frauen ausgeübt. Auch Töpferofen und Brennprozess werden kurz erläutert. Besonders sei auf die weitreichende Bibliographie hingewiesen.

Kustaa Vilkuna, Studien über alte finnische Gemeinschaftsformen. In: *Finnisch-ugrische Forschungen* 36 (1965) 1–180, 15 Abb. – Vilkuna stellt in diesem schönen Heft eine Anzahl von seinen Aufsätzen in deutscher Übersetzung zusammen, die schon früher in finnischer Sprache herauskamen. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie «die Herausbildung und Entwicklung der alten finnischen Gesellschaft zu beleuchten suchen, und zwar speziell jene Seiten, von denen die Urkunden und Quellen nichts Ausführliches berichten und die in der Neuzeit nurmehr eine bestimmte gesellschaftliche Tradition oder volkstümliche Sitte widerspiegeln». Die ersten dieser Arbeiten behandeln Fragen der finnischen Volksgeschichte, die ausgesprochen nationales Interesse beanspruchen dürfen. Für uns ist der Aufsatz über «Die volkstümlichen Arbeitsgemeinschaften» thematisch interessanter. Es ist auffällig, wie solche Gemeinschaften sich häufig von Fall zu Fall, ad hoc, bilden, so etwa Jagdgemeinschaften, Bootsgenossenschaften für den Fischfang und Schwendgemeinschaften. Ein grösserer Aufsatz beschäftigt sich mit «lokalen Festen», vor allem mit der Kirchweih. Trotz des Namens steht sie eigenartig ab von kirchlichen Festen; von der Kirche wird sie teilweise bekämpft oder höchstens ungern geduldet. Vilkuna weist auf, dass es sich um dörfliche Versammlungsfeste aus den Zeiten vor den jeweiligen Kirchengründungen handelt; der Anteil der jungen Leute an diesen Festen ist auffallend gross; es handelt sich um Anlässe, wo die jungen Leute sich treffen und spätere Heiraten vorbereiten können. Auch die Namen dieser Feste sind bezeichnend: Erdbeermarkt, Rübenfest, Himbeersonntag. Die katholische Kirche suchte diese Feste möglichst schnell und völlig unter ihre Kontrolle zu bringen, nicht um sie zu zerstören, sondern um sie dem kirchlichen Leben einzuordnen. Beim letzten Aufsatz behandelt Vilkuna den «Brauthimmel und das Hochzeitsbett». Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts kannte man in grossen Teilen von Finland die Sitte, über das vor dem Pfarrer am Brautschemel niederkniende Paar ein Tuch auszubreiten. Vilkuna zeigt dann, wie auch diese Sitte damit zusammenhängt, dass die Kirche von einer früheren Tradition nicht abweicht, sondern sie in umgewandelter Sinngebung in ihren Verwendungsbereich einbezieht.

Leopold Kretzenbacher, Südosteuropäische Primitivinstrumente vom «Rummelpott»-Typ in vergleichend-musikvolkskundlicher Forschung. In: *Volksmusik Südosteuropas* (Südosteuropa-Schriften, 7; München 1966) 50–97, 11 Abb, 1 Karte. – In der vorliegenden Arbeit gibt uns Kretzenbacher ein meisterhaftes Beispiel von vergleichender Volkskunde in wahrhaft europäischem Massstab. Nur aus gediegener Kenntnis der Literatur und der europäischen Kulturen und Völker heraus ist eine solche Überschau überhaupt möglich. Es geht dem Verfasser um die eigenartige Verbreitung des Rummelpotts, eines primitiven Musik- und Lärminstruments. Bereits die Erhebungen zum Atlas der deutschen Volkskunde in den 1930er Jahren zeigten, dass das Instrument vorwiegend in den Randgebieten im Westen, Norden und Süden auftrat und damit schon deutlich über die Grenzen und die deutschen Kulturbereiche hinauswies. Zunächst geht Kretzenbacher den einzelnen

Verbreitungslandschaften im deutschsprachigen Raum auf das genaueste nach; er beschäftigt sich mit den Namen, den Formen, den Bedeutungen, Auftretenszeiten, den Bildbelegen und jeweiligen ältesten Nachrichten über den Rummelpott. Dann weitet er aus zu seiner europäischen Wanderung, wobei in jedem einzelnen Fall die gleiche Sorgfalt in der Wiedergabe der bekannten Daten und Fakten erzielt wird. Von den Belegen in Kärnten, der Steiermark und im Burgenland geht er über zum südosteuropäischen Raum: Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Makedonien, Kroatien und Slovenien; dabei zeigt sich eindeutig, dass eine auffällige Verdichtung der Belege im pannonischen Gebiet vorhanden ist, und dass von hier aus Ausstrahlungen in die Randgebiete erkennbar werden. Es folgen dann die Nachweisungen im Raum der Romania: Friaul, Mittel- und Süditalien, Spanien, Portugal, Frankreich (mit sehr alten Belegen). Den Beschluss bilden die Erwähnungen aus dem östlichen Mitteleuropa: aus der Tschechoslovakei und aus Polen. Aus dieser peinlich genauen Zusammenstellung ergibt sich, «dass sich nationale, ethnische Ursprünge solch eines Primitivinstrumentes nicht feststellen lassen». Damit haben wir uns vorläufig zu begnügen, wenn wir nicht zu Hypothesen greifen wollen, die wohl verlockend sein mögen, aber jeglichen sicheren Grund aufgeben.

Von *Karl Ewald Fritzsch* stammen zwei Aufsätze zur Geschichte des erzgebirgischen Spielzeuges, die wir jedermann, der sich wissenschaftlich – oder auch praktisch – mit Spielzeug beschäftigt, angelegentlich empfehlen können. Sie finden sich in den «Sächsischen Heimatblättern» (Goethe-Allee 37, Dresden) 11 (1965), Heft 6. Der erste dieser beiden Aufsätze «Die Umstellung des Bergortes Seiffen zur Spielzeugproduktion» (S. 482–498, 6 Abb.) ist zwar zunächst von lokalem Interesse, aber daneben schildert er den soziologisch typischen und auch anderwärts auftretenden Fall, dass ein vorübergehend beschäftigungslos gewordener Arbeitsstand nach einer anderen Arbeit als Notbehelf sucht und dass dieser Notbbehelf dann zur Dauerbeschäftigung wird und die gesamte Umstellung der Arbeiter und des Ortes mit sich bringt. Bei Seiffen handelt es sich um die Bergleute, welche ihre schon vorher geübte Nebenarbeit, das Holzdrechseln, zur Hauptarbeit machen und ganz besonders die Spielzeugproduktion pflegen. Entscheidend für diesen Vorgang ist der Umstand, dass das Bergamt ihnen die nicht benützten Pochmühlen zur Verfügung stellte; sie konnten auf diese Weise ihre Leistung bedeutend rationeller gestalten und sich gegen andere Spielzeugzentren (Nürnberg, Berchtesgaden) wegen ihrer billigen Preise durchsetzen. Sie stellen sich ganz auf die neue Poduktion um und folgen einer späteren Aufforderung des Bergamtes endgültig nicht mehr. Einzig die von ihnen gedrechselten Bergmänner erinnern noch an ihre frühere Beschäftigung. – Der zweite Aufsatz «Motive des Spielzeuges nach erzgebirgischen Musterbüchern des 19. Jahrhunderts» (S. 499–576, 75 Abb.) überrascht und erfreut durch seine planmässige und klug geordnete Vorführung der erzgebirgischen Spielzeugtypen; sie sind in diesem Fall auf das Genaueste zeitlich und örtlich belegt, weil sie aus den noch vorhandenen Musterbüchern nachgewiesen werden können. Diese Musterbücher der Spielzeugverleger und Handelshäuser werden zunächst eingehend beschrieben, wobei der Verfasser nicht ängstlich bei seinem geographisch umrissenen Thema bleibt, sondern erfreulicherweise auch immer wieder andere deutsche Spielzeuggebiete einbezieht (allerdings im grossen und ganzen mit der Einschränkung auf holzgedrechselte und geschnitzte Arbeiten). Die zehn verwendeten Kataloge beginnen mit dem Nürnberger Bestelmeier um 1800 und enden mit einem Grünhainicher Katalog um 1900. Sehr nützlich sind die Ausführungen über «Motivgruppen und Spielfunktionen». Mit Recht betont der Verfasser, dass eine Anordnung nach dem Material keinen Sinn habe, wenn es um die Erfassung des Wesens gehe; dann sei entscheidend, welche Aufgabe ein Spielzeug in der Hand des spielenden Kindes zu erfüllen habe. Er scheidet nun diese Motivgruppen je nach Alter und Geschlecht der Kinder in «Spieldinge zur Sinnesbildung durch Farbe, Klang und Bewegung» (im allgemeinen für «Kleinstkinder»), in «Bauereien» (für die «Kleinen»), in «Arbeit, Technik, Verkehr» (für grössere Knaben) und in «Spieldinge im Reiche der kleinen Hausfrau» (für grössere Mädchen). Dazu kommen noch «Geräte für Spiele in Gemeinschaften». Ein besonderes

Kompliment verdienen die Zeichnungen, welche nach Originalen der Musterbücher angefertigt wurden.

Wolfhilde von König, Die Ausrufer. Längst vergesseneStrassentypen, an den Eierhändlerinnen aufgezeigt. In: *Die Grünenthal Waage* (Privat-Zeitschrift der Chemie Grünenthal, D – 519 Stolberg / Rheinland) 5 (1966), Heft 1, 25–30, 10 (tejlweise farbige) Abb. – Eine hübsche, liebenswürdige Plauderei über die Eierhändlerinnen, belegt an Ausrufbildern, Porzellanfigurinen, Holzmodeln und Santonsfiguren. Nützliche und weitreichende Literaturangaben zum Thema.

Leopold Schmidt, Niemandsland. Die spielhafte Gestaltung des Weges durch das Unbetretbare. In: *Antaios* 8 (1966) 72–96. – Leopold Schmidt hat mit diesem Aufsatz ein prächtiges Thema aufgegriffen und es mit seiner unerhörten Sachkenntnis in anregender Weise gestaltet. Drei solcher Wege und Begegnungen im «Niemandsland» unterscheidet er; aber sie liegen – meiner Ansicht nach – in verschiedenen Bereichen. Da ist zunächst der «Wald», das unheimliche Niemandsland des Märchens, durch das der Held zu seiner Bewährung ziehen muss, um ins «andere» Land zu gelangen, ins Unbekannte, vielleicht ursprünglich ins Totenland; auf jeden Fall gelangt der Held nur auf diesem «unbeschreitbaren» Weg zum Ziel, zur Läuterung, zur Erkenntnis. (Ob das Beispiel mit dem «outlaw» Robin Hood glücklich gewählt ist, bezweifle ich allerdings; Robin Hood steht nur ausserhalb des Gesetzes, das von einer von ihm nicht anerkannten Obrigkeit geschaffen wurde; er führt im Wald kein «gespenstisches Dasein», sondern ein sehr reales; er ist die Verkörperung der sozialen Anklage gegen Herren-Unrecht). Bei den beiden anderen Beispielen handelt es sich um eine Grenze, die zwischen zwei Ländern zu Verhandlungszwecken benützt wird, um nicht den Boden der beiden betreffenden Länder zu betreten. Es ist der Fluss, oder eine Insel im Fluss, wo Verhandlungen dieser Länder im «Zwischenland» stattfinden, oder wo das herrschaftliche Übergabezeremoniell der Braut von einem Staat in den andern sich in alt-brauchtümlichen Formen vollzieht.

Lucien Gerschel, Couleur et teintrue chez divers peuples indo-européens. In: *Annales. Economies, Sociétés, Civilisations* (Paris) 1966, no. 3, 608–631. – Ein sehr anregender Aufsatz, der davon ausgeht, dass die wirklich funktionellen Farben weiss, rot und schwarz sind, wobei in einer sozialen Dreigliederung weiss für die Priesterkaste, rot für die Kriegerkaste, schwarz (auch ersetzt durch gelb oder blau) für die Arbeiterkaste verwendet werden. Im allgemeinen – so versucht Gerschel anhand von Belegen aus dem klassischen Griechenland und Rom zu erhärten – ist weiss die «natürliche» Farbe für gereinigte Leinen- und Wollstoffe; «gefärbt» aber ist gleichbedeutend mit «rot», «purpurn». Für «scharlachfarben» nimmt er die Übernahme von einem vlamischen Wort «scaerlaken», geschorenes Laken (Tuch), an, das dann erst später die spezialisierte Bedeutung «rot» erhalte. (Meyer-Lübke, REW, Nr. 7661, sagt für «scarlatt»: Ursprung unbekannt.)

Evel Gasparini, Il matriarcato slavo. Introduzione, complementi alle parti seconda e terza. Venezia, La Goliardica, 1966. 297 S. (Ethnologica, 16. – Istituto Universitario di Ca' Foscari, Venezia. Facoltà di Lingue e Letterature straniere. Anno Accademico 1965–66). – Mit diesem Band hat Gasparini sein grosses, neue Wege gehendes und über viele Jahre sich erstreckendes Werk über das slavische Matriarchat – oder besser: über die soziale Organisation der Slaven – beendet. Ihm lag daran – wie er sich ausdrückt – «di coordinare la ricerca etnologica con quella linguistica e di consequenza di armonizzare i dati etnografici della cultura slava con quelli della cultura indoeuropea». Dass Fehlerquellen in einem solchen Versuch vorhanden sind, ist dem Verfasser durchaus bewusst. Aber die erstaunliche Kenntnis der Literatur, überraschende Ergebnisse und der kühne weitgreifende Überblick machen das Werk für den Slavisten, den Ethnologen und den Volkskundler gleichermassen interessant.

Ingeborg Weber-Kellermann, Der Berliner. Versuch einer Großstadtvolkskunde und Stammescharakteristik. In: Hessische Blätter für Volkskunde 56 (1965) 9–30. – Seitdem

Martin Wähler 1937 sein viel diskutiertes Buch über den deutschen Volkscharakter herausgegeben hatte, sind die Versuche, zu einer vorurteilsfreien Behandlung des Themas zu gelangen, nie abgerissen. (Die auch heute wieder erscheinenden, politisch beeinflussten Werke zählen nicht hieher). Ingeborg Webers Aufsatz dürfen wir als einen der höchst erfreulichen Beiträge zu diesem Gebiet bezeichnen. Mit ruhiger Sachlichkeit – bei der sich glücklicherweise die innere Anteilnahme und der frische Witz der geborenen Berlinerin nie ganz verleugnen – versucht sie, dieses so oft scheel angesehene Phänomen des Berliner Charakters aus der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung, aus den sozial-wirtschaftlichen Erscheinungen und aus dem überlieferten gemeinschaftlichen Kulturbesitz zu deuten. Eine gute Auswahl-Bibliographie ist beigegeben.

Elfriede Grabner, Das «Umgürten» als Heilbrauch. Kulturhistorisches und Volksmedizinisches um die Gürtung menschlicher Körperteile. In: Carinthia I, 155 (1965) 548–568, 9 Abb. – In einem sehr schön dargestellten und klar gegliederten Aufsatz geht Elfriede Grabner den verschiedenen Komponenten der volksmedizinischen Wirkung des Gürtungsbrauches nach. Sie unterscheidet die Gürtung des Kopfes und die Gürtung des Leibes. Für die eisernen Kopfwehringe lassen sich Belege beibringen aus der Steiermark und Kärnten, aus Oberitalien, dem Berner Jura, dem Elsass, Luxemburg und Saarland, Belgien und den Niederlanden. Zum Ring treten auch eiserne und wächserne Kronen, ferner Faden und Kranz. Allen ist das Umfangen, Umschliessen gemeinsam; es handelt sich also um eine Art kultischer Umhegung. Die Umgürtung des Leibes wird hauptsächlich bei Schwangeren und Gebärenden angewendet. Die Verfasserin vermittelt auch antike und mittelalterliche Zeugnisse für den Brauch; die Abbildungen sind ebenfalls instruktiv.

Rudolf Schenda, Italienische Volkslesestoffe im 19. Jahrhundert. Einführung und Bibliographie zur Sammlung italienischer Volksbüchlein im Museo Pitrè, Palermo. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 7, Lieferung 1/2 (Frankfurt am Main, Buchhändler-Vereinigung, 1966), Spalte 209–300, 10 Abb. – Wir können Schenda herzlich gratulieren zur Art und Weise, wie er sein Thema anpackt, gliedert und beschreibt. Es ist ja auch nicht das erstemal, dass er sich mit «populären Drucken» abgibt, und jedesmal erfährt man von ihm eine ganze Menge von unbekannten Fakten thematischer und inhaltlicher Art. Diesmal sind es die von Giuseppe Pitrè gesammelten italienischen «Volksbüchlein», wie Schenda diese Literaturgattung bezeichnen möchte. Er macht uns mit ihren Produzenten und Konsumenten bekannt; danach geht er auf die hauptsächlichsten und typischen Inhaltsgebiete ein – es ist ein Genuss, seinen oft sanft ironischen Stil zu lesen – und schliesst eine Bibliographie der im Museo Pitrè vorhandenen Büchlein samt einem Verzeichnis der Drucker und Verleger an. Auch die einschlägige Literatur wird sorgfältig in den Anmerkungen aufgeführt. Zu seiner Feststellung, dass ein Standardwerk über die Bibliothèque Bleue in Frankreich noch fehle, möge immerhin hingewiesen sein auf das ganz vorzügliche Buch von Robert Mandrou, De la culture populaire aux 17e et 18e siècles. La Bibliothèque bleue de Troyes; Paris, Editions Stock, 1964.

Werner-Konrad Jaggi, Die Spitzenbildsammlung des Aarauer Stadtmuseums. In: Aarauer Neujahrsblätter (Verlag Aargauer Tagblatt, Aarau) 40 (1966) 3–20, 16 Abb. auf Taf. – Es ist eine Freude, auf diesen reizvoll illustrierten und liebenswürdig geschriebenen Aufsatz hinweisen zu können. Der Verfasser dürfte heute wohl der beste Kenner der Spitzenbilder sein, jener entzückenden Pergamentblättchen vom Ende des 17. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, wie sie meistens in Klöstern mit unendlicher Geduld geschnitten wurden. Im Stadtmuseum Alt-Aarau findet sich eine Sammlung von 151 derartiger Schnittbilder. Jaggi gibt einige allgemeine Bemerkungen über die Entwicklung und die Bildinhalte der Schnitte, und dann analysiert er in verständnisvoller, überlegener Weise 16 ausgewählte Beispiele nach Technik, Inhalt und Funktion. Die Auswahl ist so geschickt getroffen, dass wirklich alle Möglichkeiten der Darstellungsweise erwähnt werden. Als ausgesprochene Seltenheit findet sich auch ein protestantisches Andachtsbild dabei.

Kaspar Jörger-Rageth, Albert Anton Willi, 1872–1954. s.l. et a. (1965; Verfasser: Schweiz. Alp. Mittelschule, 7270 Davos-Platz). 24 (nicht paginierte) S., Abb. – Eine äusserst

willkommene, kleine Würdigung des oft diskutierten Maskenschnitzers aus Domat/Ems. Es ist dem Verfasser auf schöne Weise gelungen, Leben und Werk des Schnitzers in völlig sachlicher Weise vorzulegen. Er übersieht durchaus nicht die menschlichen Schwächen des Sonderlings und er beurteilt auch seine Stellung zur Volkskunde völlig richtig. Wir erfahren hier wieder einmal etwas von Maskengestalten «an der Quelle». Sogar zur Verkaufs- und Sammelpraxis kann der Verfasser allerhand beitragen. Wir sind ihm auch dankbar, dass er die befremdliche Verkaufstechnik eines Antiquitätenhändlers offen erwähnt. Man mag über den volkskundlichen Wert der Willi-Masken denken wie man will, Jörgers Schrift bringt auf jeden Fall die erforderliche Dokumentation zur Urteilsbildung bei. Wenn sie nur alle Schweizer Museen in die Hand bekämen, auch diejenigen, die an Ausstellungen immer noch «alte Bündner Masken» zeigen! Aber vielleicht kann man oder will man an diesen Museen nicht Deutsch lesen.

Gustav Gugitz†, Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild. Anhang: Bibliographie Gustav Gugitz von *Leopold Schmidt*. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz (Wien und München, Anton Schroll) 1965, 5–42, 44 Abb. – Linzer Gnadenbilder sind immer etwas abseits gestanden und sie sind nie gegen die grossen österreichischen Gnadenstätten aufgekommen; sie fangen auch erst im 17. Jahrhundert an, einigermassen bedeutsam zu werden. Zu den Linzer Wallfahrten gibt es keine Mirakelbücher; sie dokumentieren sich nur im Andachtsbild. Deshalb ist auch der posthume Aufsatz von Gugitz zu diesem Thema so wertvoll. Zunächst geht Gugitz auf die verschiedenen Orden und die von ihnen verehrten Gnadenbilder ein, wobei Maria Thal als eine der bedeutenderen Stätten erwähnt wird; allerdings kommt auch sie nicht auf gegen den heute noch vielfach besuchten Wallfahrtsort auf dem Pöstlingberg. Gugitz geht auch kurz auf das Schicksal einiger Gnadenbilder ein, die mit Steinen beworfen oder durch Säbelhiebe verletzt wurden. Dann bringt er einen gründlichen Katalog der einzelnen Stecher und Verleger, die mit Linz zu tun hatten. – Leopold Schmidt fügt dem Aufsatz ein fein geschriebenes und liebevoll abwägendes Lebensbild von Gugitz bei, das er mit einer Bibliographie von 371 Titeln beschliesst.

Alfred Karasek-Langer, Barocke Krippenkunst in Prag. Eine Gemeinschaftsleistung von Deutschen und Tschechen. In: Mitteilungsblatt des Adalbert Stifter Vereins (München 22) 13 (1965), Nr. 11/12 (Nov./Dez.), 4 S. (nicht paginiert), 2 Abb. – Ein kleiner, aber gewichtiger Aufsatz, der mit vielen Hinweisen die These belegt, dass Prag «zu den markantesten Zentren und Ausstrahlungspunkten der Weihnachtskrippen in Mitteleuropa» zählt. Der Verfasser glaubt, dass noch viel unbekanntes Material in den bis jetzt noch nicht bearbeiteten Haus- und Familienarchiven des böhmischen Adels zum Vorschein kommen dürfte.

Holger Rasmussen, Djævelen og de sladdervorne kvinder. Et kalkmaleri og dets forklaring. [Der Teufel und die schwatzhaften Weiber]. In: Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie, 1964, 120–134, 5 Abb., 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung. – Rasmussen legt uns eine sehr willkommene Ergänzung des Themas vom «Sündenregister auf der Kuhhaut» vor, indem er die ganze Dokumentation aus den nordischen Ländern heranzieht. Das dortige Vorkommen des Motivs war zwar bekannt, aber die sorgfältige und eingehende Beschreibung aller Belegstellen – und damit die glückliche Abrundung des Materials – hat nun erst Rasmussen besorgt. Auch die zugehörige Bilddokumentation ist sehr schön.

Jiří Uhlíř, Die Bethlehemmalerei von Třebíč. Bezirkskommission für den Touristenverkehr und das westmährische Museum in Třebíč, 1965. 16 (unpaginierte) S., 11 Abb. – Ein geschmackvolles, sehr hübsch aufgemachtes und gut bebildertes Heft über ein Thema, über das – abgesehen von einigen tschechischen Aufsätzen – recht wenig publiziert ist. Es handelt sich um Maler volkstümlicher Krippenfiguren, hauptsächlich im 19. Jahrhundert; doch dauert die Tradition noch bis in unsere Zeit hinein. Die Figuren wurden auf Pappe gemalt, auf ein Stellbrettchen geklebt und dann in selbstverfertigte Krippenland-

schaften gesteckt. Die Krippen wurden entweder jedes Jahr neu aufgestellt oder dann in verglasten Kästchen definitiv montiert. Flache Holzfiguren oder plastische Gestalten finden sich in dieser Gegend nur ausnahmsweise, hingegen wurden die Krippenfiguren gelegentlich auf einen Bogen Papier gemalt, zum Ausschneiden und Aufkleben. Einige Maler werden mit Daten und Angaben über ihre Schaffensweise vorgeführt.

Günter Wiegelmann, Probleme einer kulturräumlichen Gliederung im volkskundlichen Bereich. *Rheinische Vierteljahrsblätter* (Bonn) 30 (1965) 95–117. – Wiegelmann hat sich in mehreren Aufsätzen mit dem Problem der Definition und Sichtbarmachung von Kulturräumen beschäftigt; man darf ihn heute bestimmt als den Forscher bezeichnen, der sich am intensivsten mit dieser Frage beschäftigt und Wesentliches dazu zu bieten hat. Sein vorliegender Aufsatz, dem ein Vortrag auf der vierten Arbeitstagung des Atlas der deutschen Volkskunde 1964 zugrunde liegt, ist ein prinzipieller Beitrag zum Thema. Gegenüber den von der Mundartforschung erreichten Ergebnissen in der Kulturraumforschung zeigte es sich, dass die Volkskunde nicht nur Ergänzungen und Korrekturen dazu zu bieten vermag sondern vielmehr andere Schwerpunkte, Strömungsrichtungen und Altersschichten der Volkskultur aufzeigen kann. Wiegelmann versucht die Grundsätze zu bestimmen, die beachtet werden müssen, wenn man von einzelnen Verbreitungsgrenzen und Verbreitungsgebieten zu erweiterten Kulturgrenzen und Kulturräumen gelangen will. Dass zur Gliederung von Kulturräumen nicht beliebige Formkreise herangezogen werden können, sondern nur solche, welche im Volksleben wichtig sind, ist sicherlich eine berechtigte Forderung. Wiegelmann sieht die Objektivität dieses «kulturellen Gewichtes» erfasst, wenn vier von ihm begründete Kriterien erfüllt sind.

Bengt Holbek und *Iørn Piø*, Alverdens ordsprog. Kopenhagen, Politikens Forlag, 1964, 288 S. (Politikens håndbøger, 629). – In einer gefälligen Taschenausgabe, mit vergnüglichen Illustrationen, haben die beiden dänischen Herausgeber 4444 Sprichwörter aus der ganzen Welt zusammengetragen. Die meisten sind ins Dänische übersetzt (wobei es sich, wie im Vorwort erwähnt wird, öfters nicht um Übersetzungen aus der Originalsprache sondern aus einer dazwischenliegenden Ausgabe handelt), gelegentlich finden sich auch deutsche, englische und kolonial-englische Texte (mit dänischer Übersetzung). Die Sprichwörter sind sachlich angeordnet, für den «praktischen Weisheitsgebrauch», vielleicht auch zur Würze für irgendwelche Redner. Nützlich ist die am Schluss angeführte Bibliographie, die nach den Gesichtspunkten von Ländern und Sprachen aufgeschlüsselt ist; nützlich ist sie vor allem deshalb, weil sie die ganze Welt einschliesst. Die beigegebenen Sprachkarten wollen nur vereinfachte Andeutungen sein, woher ungefähr die aufgeführten Sprichwörter stammen.

Istoria teatrului în România. Bd. 1. Bukarest 1965. – Unter der Betreuung von G. Oprescu gibt das Institut für Kunstgeschichte an der Rumänischen Akademie eine rumänische Theatergeschichte heraus (schön gedruckt und mit zahlreichen, teilweise farbigen Abbildungen). Der erste Band, der von verschiedenen Autoren geschrieben wurde, behandelt die Zeit von den Anfängen bis 1848. Uns interessieren vor allem die Abschnitte über das antike Theater, wie es sich auf dakischem Boden nachweisen lässt, und über die Formen des volkstümlichen Theaters bis in unser Jahrhundert hinein. Da sehen wir Abbildungen von Sternsingern, von zahlreichen Schnabelgeissen *(capra)* und von Maskenkostümen und Larven aus Holz und Fell. Es finden sich auch Kopfaufputze aus farbigem Papier. Über Holzlarven hatte uns Mihai Pop vor einigen Jahren schon unterrichtet, und wir äussern heute nur noch mit mehr Nachdruck den Wunsch, es möchten diese Arbeiten auch in eine westliche Sprache übersetzt werden. (Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich das «westliche» Rumänisch als doch zu schwer lesbar ansehe!) Ebenso aufschlussreich sind die schönen Abbildungen von Schattenspielen, Marionetten und Krippenspielen. Auch für dieses Kapitel wäre eine Übersetzung höchst wünschenswert. Auf jeden Fall soll mit Nachdruck auf das Abbildungsmaterial hingewiesen werden.

Zoltán Ujváry, Ungarische Angaben über Jánošík, den Volkshelden der Slowaken. In: *Publicationes Instituti Philologiae Slavicae Universitatis Debreceniensis* (Debrecen) 24 (1962)

257–268. – Ein schönes Beispiel für «interethnische Beziehungen»; der slovakische Räuberheld hat im Gebiet der Sprachgrenze Eingang in die ungarische Tradition gefunden; der Verfasser bringt ausgezeichnete Beispiele, die er vor einigen Jahren selbst sammelte. Sie zeigen treffend, wie Jánošík zum Sagen- und Märchenheld wird; seine Kraft steckt im Hosenband, das ihm Hexen in einer Nacht gewoben haben; eingekerkert und zum Hungertod verurteilt lebt er trotzdem, weil ihm seine Tochter die Brust gibt (vgl. hiezu Axel Steensberg, Caritas Romana, in: Budstikken 1957, 58–82). – Vom gleichen Verfasser führen wir einen Aufsatz an, der das Thema der «individuellen Triebkräfte» in seiner prinzipiellen Auswirkung bei den Bräuchen untersucht: Az egyén szerepe a népszokásokban [Die Rolle des Individuums in den Volksbräuchen[. In: *Ethnographia* 76 (1965) 501–520. Deutsche Zusammenfassung.

Milovan Gavazzi, Die Namen der altslavischen Musikinstrumente. In: *Volksmusik Südosteuropas* (München 1966 = Südosteuropa-Schriften, 7) 34–49, 14 Abb. – Auf Grund des Namengutes, des rezenten Bestandes an Musikinstrumenten und der in neuerer Zeit gemachten archäologischen Funde geht Gavazzi an die schwierige Aufgabe heran, die Formen der altslavischen, gemeinslavischen Musikinstrumente zu klären und einigermassen sicherzustellen. Er führt damit die Arbeiten von L. Niederle und K. Moszyński weiter. Dass zu den ältesten Instrumenten die Trommel, ein Saiteninstrument («Gusle»), das Hirten- und Signalhorn, der Dudelsack und die Doppelklarinette gehört haben, ist sicher. Wie sie aber jeweils im einzelnen ausgesehen haben, lässt sich zwar vermuten, teilweise auch mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, aber damit dürfte die Grenze des gesicherten Wissens erreicht sein. Gavazzi macht uns in seiner Studie mit einer ganzen Menge interessanter Einzelheiten bekannt.

Alfredo Giovine, U spassatiimbe. (La musa analfabeta del popolino barese). Bari, Archivio delle tradizioni popolari baresi, 1965. 78 S., ill. – Eine volkskundlich recht ergiebige und vergnügliche Sammlung von kleinen Liedlein und Versen, wie sie bei mannigfachen Gelegenheiten gerufen und gesprochen werden. Es finden sich Liebesliedchen und Neckverse, Liebesorakel (etwa in der Verwendung von Blättern der Palmsonntagspalme), Verse, die man den Arbeiterinnen in der früheren Tabakfabrik nachrief oder die man in melancholischer Besinnung von untreuen Freunden sagte, Unsinnsverse und Spottlieder auf bestimmte Vornamen, auch etwa ein Spruch, welcher die Burschen einer anderen Fraktion zum Kampf herausforderte. Eine weitere Gruppe stellen die Gebete, Segen und religiösen Sprüche dar, so etwa ein Wurmsegen, eine Beschwörung gegen den Nebel, ein Regenlied, ein Segen beim Eintritt in ein neues Haus, eine Formel, um «den bösen Blick anzuwerfen», ein Wunschgebet an den Vollmond, ein Nachtgebet oder etwa eine lapidare Feststellung über die Bedeutung von Christi Auferstehung: «Gesù è resuscitato, e il diavolo è crepato». Wir stossen auch auf kleine Neujahrs- und Mailiedlein, auf Heischeverse am Allerseelentag und an Neujahr, auf Sprüche über die Stunden und die Wochentage des Faulenzers und über die Lebensalter mit ihren Gebrechen. Alle Liedlein sind im Dialekt publiziert, beigegeben sind eine Transkription ins Schriftitalienische und sachliche Erläuterungen, wo sie nötig sind. Interessant sind die Photos aus vergangenen Zeiten.

Janina Orynżyna, O sztukę ludową [Volkskunst]. Warschau, Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza, 1965. 317 S., zahlreiche Abb. Englische Zusammenfassung. – Diess Buch ist ein Ergebnis einer über mehr als 40 Jahre sich erstreckenden Beschäftigung mit «praktischer Volkskunst». Die Verfasserin gehört zum staatlichen Volkskunst-Unternehmen «Cepelia», das einigermassen und in gewisser Hinsicht unserem «Heimatwerk» entspricht. Es handelt sich also um die «gelenkte» Abart des so unklaren und mannigfach verwendeten Begriffs «Volkskunst». Aber gerade in Polen steht diese Art von Heimatwerk-Volkskunst auf recht hoher Stufe und ist durchaus aus volkstümlichen Impulsen herausgewachsen; es ist also völlig legitim, wenn sich auch die wissenschaftliche Volkskunde für diese Art von «Folklorismus» interessiert, besonders weil die Verfasserin mit ihren erstaunlich reichen Kenntnissen auf diesem Gebiet auf sicherem Boden steht. Vergleichsweise zieht sie auch die äquivalenten Unternehmen in Rumänien, der Slowakei, der Schweiz und in Indien heran. Wildhaber

---

Ausgegeben August 1966

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet